

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Die Diktatur des Wahns

Dallago, Carl

Wien, [1928]

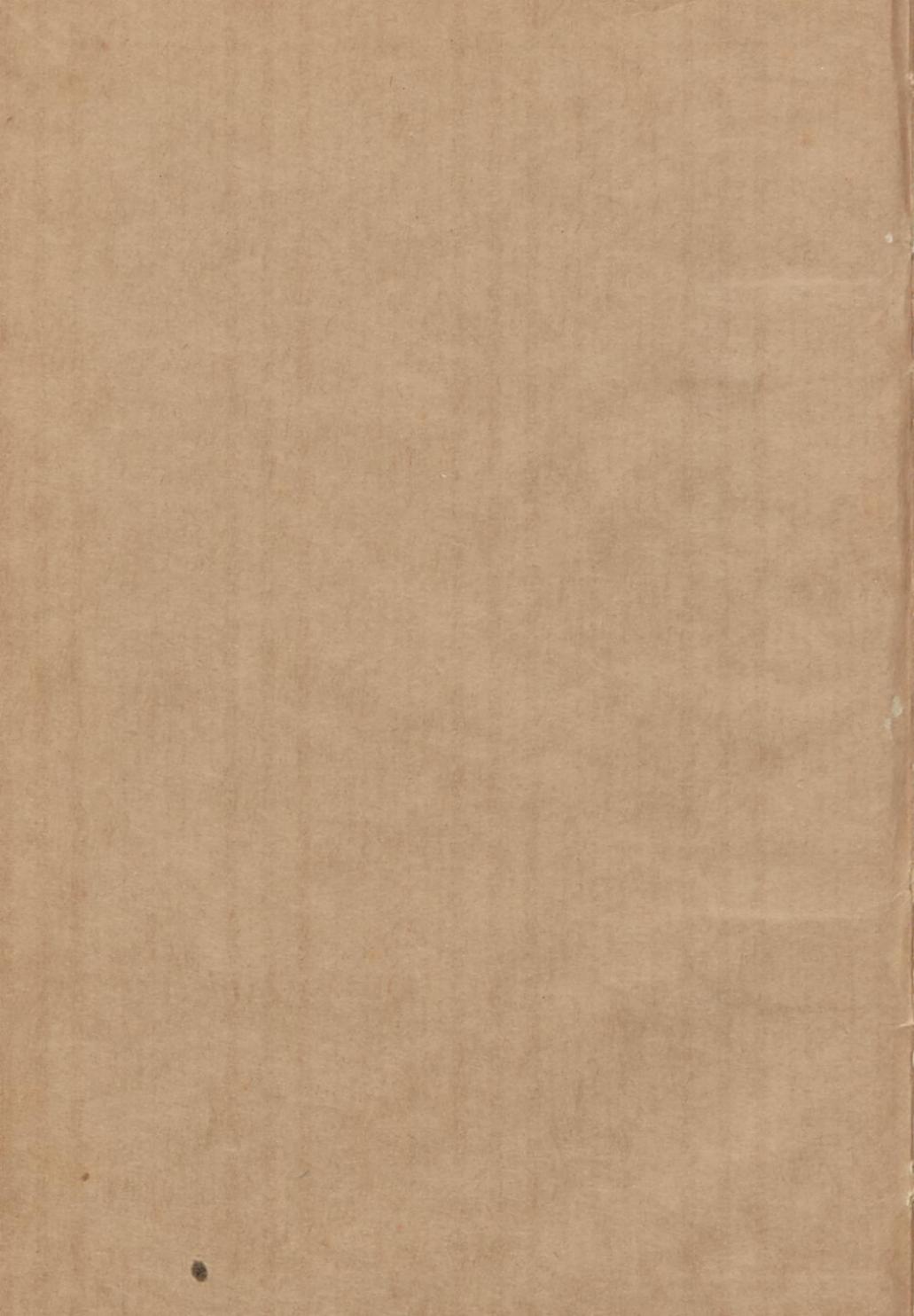
Univ.-Bibliothek Innsbruck



37837

37837



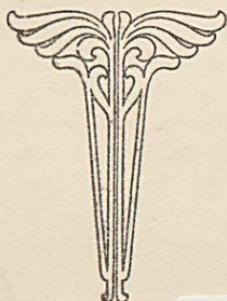


Die Diktatur des Wahns

VERLAG BUGRA WIEN

Die Diktatur des Wahns

von Carl Dallago



UB Innsbruck



+C104189204

(Wien. Verlags-Burow.) [1929.]

[37 837.]

29/1. 1929. Doubl. A. m. U. B. Wien

31/1 1929.

Wenn ich mich jetzt anschicke über einen Menschen zu reden, den der moralische Tiefstand der Nachkriegszeit in die Höhe gebracht hat — wohl weil eben in ihm die niedrigsten Instinkte zur vollen Entfaltung gekommen sind — so ist es aus Gründen der Menschlichkeit und Heimatsliebe, die mir gebieterisch zusetzen und gegen das scheußliche Regime des Emporkömmlings immer wieder demonstrieren. Daß dieser gewissenlose Gewaltmensch, der schließlich von fremden Großkapitalisten, deren Parole „Schach dem Volke“ ist, gestützt wird, gerade dem vermeintlich siegreichen Italien beschert wurde, mag seine eigene Bewandnis haben. Getanes Unrecht scheint heute diesen Staat besonders zu belasten; sein ungerechtfertigtes Eintreten in den Weltkrieg scheint sich verhängnisvoll auszuwirken, denn streng rechtlich gesehen, hätte Italien neutral bleiben müssen, dann wäre sein Sieg entschieden dauernder und geistiger gewesen. Deutschland hat sein Unrecht, das es mit dem Einfall in Belgien getan hat, schwer gebüßt. So drängt sich die Frage auf, ob für Italien das zur Macht-Gelangen Mussolinis, der schon zu Kriegsbeginn Journalist in seiner ganzen Schlechtigkeit war, sich zuletzt nicht noch als ein schweres Verbüßen erweist? Wahnwitzige Machtgier, gepaart mit gründlicher Unlauterkeit und Tücke, hat noch niemals einen Staat auf die Dauer befestigen können. Und eine Regierung, die ihre Festigung und Ausbreitung erst durch fortwährende Ausweisung, Konfinierung, Einkerkerung und tödliche Bekämpfung der Besten des Landes erlangt und erlangt hat, kann nie einem Reiche, noch dem Volke dauernd zum Wohle gereichen.

Die heillose Irreführung mit der beständigen Weisung zum Hochhinauswollen wird bald genug offenbar werden, und dann werden viele jugendlich Verführte Mitleidende und Mitopfer sein. Wie weit diese Irreführung in jugendlichen Köpfen sich eingemistet hat, habe ich in nächster Nähe erfahren. In dem Bergdorf des Trentino, wo ich jahrelang wohnte, verbrachten auch viele Familien aus dem alten Italien, zumeist Mailänder, den ganzen Sommer. Nie war ich den Italienern als solchen abgeneigt. Und da waren auch junge Leute, an denen man sich wirklich erfreuen konnte. Sie wurden meinem Sohne wohlgesinnte Kameraden, waren anhänglich, offen, warmherzig, naturfreudig und von körperlicher

Rüstigkeit. Kam jedoch die Sprache auf die Ereignisse in Italien, dann zeigten sie sich begeistert für den Duce, der erst Italien groß gemacht habe. Das brachten sie aus den Schulen mit, wo zumeist nur mehr Speichellecker des Machthabers lehrten. Ja, ihr Irreführtsein ging so weit, daß ihnen der wahrhaft heroische Giacomo Matteotti, dem Vaterland und Volk gewiß mehr am Herzen lag als dem journalistischen Poseur, als ein Schwein galt: „era un porco“ wurde gesagt. Hätte ich diesen Jungen vorgehalten, wie falsch und schlecht sie urteilten, und daß Matteotti als Mensch doch ungleich wertvoller und bedeutender — sein Denken und Tun ungleich rechtlicher war, und daß er demnach letzten Endes für Vaterland und Volk auch mehr Geltung haben mußte als der Emporkömmling, sie hätten es nicht begriffen und nur geglaubt, ich spräche als Deutscher, der Italien nicht wohl will. Und doch kann ich mit gutem Gewissen sagen, daß ich jedem Italiener und auch Italien mehr wohl will als der Duce wohlzuwollen imstande ist und je imstande war. Denn das Vermögen zum Wohlwollen eignet ihm nicht. Alles in ihm geht darauf aus, sich in Szene zu setzen, Macht zu erlangen und sich in Macht zu halten um jeden Preis. Den innerlich völlig Haltlosen hält und erhält eben erst das äußere Inmachtsein. So großmault er vom Imperium und von Dingen wie Größe und Ruhm, die er Italien bringen will. Aber nur ein bereits irregeleitetes Gemüt kann darin Wohlwollen erblicken. Wer klarer zusieht, muß den Köder bemerken, der ausgeworfen ist, um Anhang zu finden. Denn erst der Anhang setzt Haltlosigkeit in Macht. So bedeutet der Anhang dem haltlosen Menschen alles. Ist der Anhang groß, erscheint auch ein solcher Mensch sich selber als riesengroß. Und er muß sich aufs Scheinen verlegen, weil nichts in ihm ist, das in realem Sinne ist. Daher auch die tönenden und dröhnenden Worte, mit denen er der Welt und sich selber sein Inmachtsein immer wieder zu Gehör bringen muß durch Hinweis auf „diesen Wald von Bajonetten“, die ihm gehorchen, oder auf die „hunderttausend jungen Athleten“, die zum „Fascio-Banner“ übergegangen sind, oder auf die „unbesiegbaren eisernen Legionen“, die seines Winkes zum Vormarsch harren, oder auf dieses sein Millionen-Volk, das wie ein geschlossener Block dasteht und dessen Bereitschaft er sich — wenigstens in der Vorstellung — immer wach erhält. Geistig gesehen ein Führertyp, wie er verhängnisvoller und ungeeigneter für das Wohl eines Volkes und Reiches gar nicht sein könnte.

Die Richtigkeit dieses Vorgebrachten sei nun an den Darbietungen eines Buches nachgeprüft, das „Mussolinis Lebensgeschichte“ betitelt, von ihm selber gutgeheißen und von einer

Frau verfaßt ist, die wahrnehmbar alles aufgeboten hat, um den Wolf unterm Schafspelz möglichst unkenntlich zu machen.

*
*
*

Daß sich ein Deutscher dazu hergegeben hat, dieses Buch herauszugeben und ihm noch eine „Einleitung“ zu schreiben, ist betrübend genug. Vielleicht ist der Name Alfred M. Balte ein Pseudonym. Es ließe vielleicht doch auf Scham schließen. So wenig ich mit politischem Nationalismus zu tun habe und jederzeit bereit bin auch auf Seite der Italiener zu stehen, falls diese von Deutschen irgendwie entrechtet werden würden, die Sprache des Herausgebers, der meint, daß wir „den Lebensgang Mussolinis mit Bewunderung in diesem Buche verfolgen“, ist spekulativ und lügnerisch, denn dem redlich fühlenden und denkenden Leser vermag auch der Schafspelz, aufgeklebt von der zweifellos am Aufstieg Mussolinis interessierten Autorin, den Wolf darunter nicht zu verhüllen. Welch alberne und verlogene Spekulation vom Herausgeber, seine Bewunderung für Mussolini damit motivieren zu wollen, daß „wir Deutschen als wahre Europäer, als wirkliche Geistesmensen, die Gerechtigkeit und Unvoreingenommenheit besitzen“. Welch ein Ungeist spricht hier von „Geistmensen“ und von „wahren Europäern“ und berichtet zugleich, daß Mussolini „jeden einen Schurken nennt, der seine Italianität verleugnet“ und „die Achtung, die er der Italianität zollt, anderen Nationalitäten nicht erweisen will“. Und da soll „die Vaterlandsliebe“ dieses Großmauls noch „unserer Jugend ein Beispiel sein“. Und wäre doch mit Händen zu greifen, daß wenn jede Nation einen solchen Emporkömmling zum Führer hätte, und er bliebe nicht nur Großmaul, alle Nationen übereinander herfallen und sich endlos zerfleischen müßten. Lassen wir darum die Achtung und Bewunderung des Herrn Balte für Mussolini eine Liberalität sein, die Anerkennung ist, zwar nicht im Sinne Goethes — wie Herr Balte meint — sondern Anerkennung eines schamlosen Journalisten für den Kollegen, eine Sache, die keiner weiteren Untersuchung bedarf.

Würdig der „Einleitung“ des Herausgebers reiht sich das Vorwort Mussolinis an. Es beginnt so: „Zuvor ein Bekenntnis: Ich verabscheue alle diejenigen, die mich zum Gegenstand ihrer Schriften und ihrer Reden machen. Ob sie mich dabei gut oder schlecht behandeln, ist ohne Bedeutung. Ich verabscheue sie gleicherweise.“ Das Buch — ein ganzes Buch — das ihn zum Gegenstand hat, aber schrieb seine Vertraute, Margheritta G.

Sarfatti. Seltsames Verhältnis aus dem Abscheu herausgewachsen! Aber er selber kennt es auch und sagt in demselben Vorwort: „In diesem Buch ist mein Leben . . . Dieses Buch gefällt mir, denn es stellt mich, ungeachtet der Freundschaft und der Arbeits- und Ideengemeinschaft, in die richtige Beziehung zur Zeit, zum Raum und zu den Ereignissen.“ Die Spannweite des Alltags-Journalisten: was er angeblich verabscheut, befürwortet er auch, ja, heißt es gut. Eine beständige Drehung der Gesinnung, die immer wieder Neues ersinnt. Der Vorzug eines solchen Menschen: die Schlechtigkeit, die Gewissenlosigkeit auch sich selbst gegenüber. So mag manchmal wirklich auch Verabscheuung eintreten gegen den, der das Buch — dem Willen nach — schrieb, der es schreiben hieß. Lichtblicke eignen eben auch schwärzester Beschaffenheit.

* * *

Margheritta G. Sarfatti schreibt zweifellos besser als ihr Diktator, den groß herauszustellen sie sich redlich unredliche Mühe gibt. Sie hatte beim „Avanti“ auch das Ressort der Kunstkritik inne; es erklärt, daß sie schreiben mußte, was jener nicht so gut schreiben konnte. Ihrer Gesinnung nach versagt sie freilich, wo immer sie wertend an Begebenheiten herantritt. So erscheint ihr der Weltkrieg als „eine elementare Erschütterung, die beim Zurechtrücken einer unstabilen sozialen Ordnung entstand“, und zwar um „die wahren Helden“ erscheinen zu lassen, „die Schöpfer des ‚novus ordo‘, der neuen Ordnung: Lenin und Mussolini; Vertreter zweier Welten, des Orients und des Okzidents“. Die verlorene Liebesmüh der Verfasserin erstrebt augenscheinlich mit bekannten und zutreffenden Aussagen über jenen auch Unzutreffendes über diesen als zutreffend anbringen zu können. Aber Mussolini ist kein Lenin und ihn zugleich mit diesem zu nennen, mag zunächst noch als Trick wirken, der ihn ein Ansehen verschafft, das ihm der Vergleich jedoch bald wieder abnimmt. Denn gerade an Lenin gemessen versagt der angebliche Römer gründlich, und es ist nur das merklich entzündete Auge der Biographin, das ihn als „die Wiederverkörperung des rein italischen Typus“ sieht, „der nun zur neuen Blüte gelangt“.

Den Umschlag des Buches ziert ein idealisiertes römisches Antlitz, dem der italische Typus oft genug nahe kommen mag, das aber mit Mussolini nichts zu tun hat, der „in der Seele wie im Antlitz“ sein — im schlimmen Sinne — proletarisches Herkommen, sein übles Plebejertum nicht verleugnet. Sein Verrat am Proletariat als solchem ist auch ein Beleg für seine seelische Beschaffenheit. Während Lenin gleichsam als ein elementares

Durchdrungensein von Gesinnung erfaßt werden muß — freilich einer gottlosen Gesinnung, die der Weltkrieg in ihm hinterlassen hat — erweist sich der angebliche Römer als völlig gesinnungslos. So kann er heut in den Himmel loben, was er morgen mit Kot bewirft, weil es seinem Hochkommen Hemmung ist, und wieder wird ihm heilig, was er unflätig beschimpft hat, wenn es seinem Inmachtsein förderlich ist. So wird er aus einem absoluten Kriegsgegner sozusagen über Nacht ein Kriegshetzer als die Franzosen einen wesentlichen Erfolg erringen. Den Weg, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und hochzukommen, sieht er jetzt im Eintreten für den Krieg. Die Sarfatti, die um ihren Helden einen Roman spinnt, spricht, als sie auf diesen Umschwung zu reden kommt, von einer „seelischen Krise“ und zitiert aus einer Rede die großen Worte, von denen der Mann ja immer großen Vorrat hatte. So sagte er: „Nur die Toren und die physisch und geistig Toten ändern sich niemals.“

Die Veranlagung der Verfasserin, in diesem Poseur größeren Formats den Helden zu sehen, läßt sie nicht nur alles an ihm möglichst beschönigen, sondern auch vieles andere völlig verkehrt sehen. So berichtet sie von seiner Kindheit, wohl um das Heldische in ihm ahnen zu lassen, daß „er sich um eines Wortes, um eines Blickes willen, oft überhaupt um nichts dazu hinreißen ließ, seine Kameraden mit den Fäusten zu bearbeiten und sie zu terrorisieren. Und nachher ließ er sich von ihnen um Verzeihung bitten“. Das konnte er aber doch nur mit viel Schwächeren tun, und so zeigt der Bericht, daß Mussolini eigentlich schon als Kind grundschlecht war. Wie ungereimt vom Knaben Benito trotzdem noch auszusagen: „Aber Tiere, das fühlte er, standen, wie alles, was schwach und wehrlos ist, unter dem Schutz des Starken. Dieses Gefühl entsprang jenem tiefen Naturinstinkt, der von den ritterlichen Orden Jahrhunderte hindurch gepflegt wurde. Der jüngste dieser Orden ist in unserer Zeit der Faschismus.“ Kann man eine Frau, die so urteilt, noch ernst nehmen? Der Faschismus ein ritterlicher Orden! Ja, ritterlich wie sein Duce; der Mord an Matteotti zeigt diese Ritterlichkeit. Auch die neuen Provinzen könnten von ihr berichten, sie, die nicht im geringsten erobert, nur Italien zugesprochen wurden. Und der Zusprechung liegt zum mindesten eine falsche Voraussetzung, eine irrige Annahme der Sprachgrenze zugrunde.

Wer über einen Menschen wie Mussolini so schreiben will, daß der Mann möglichst groß erscheint und Bewunderung und Beifall erwecken soll, muß eben im Bemänteln, Vorgaukeln, Vertuschen und Beschönigen mehr Meister sein als im sachlichen

klaren Bericht. Diese Mehrmeisterschaft färbt sich aber dann in der Gesinnung dessen ab, der sie hat und so kann die Darstellung einer Begebenheit, die auf Ausschmückung des Helden abzielt, auf den Leser mit rechtlicherer Gesinnung und besserem Urteilsvermögen auch eine gegenteilige Wirkung hervorbringen. Der Darstellung der Verfasserin gelingt das öfters, was sie freilich nicht zu bemerken scheint. So schreibt sie, nachdem sie unmittelbar vorher erkannt hat, daß „ein solcher Mann nicht nur Taktiker, sondern auch Stratege ist“ und so auch die Fähigkeit hat, „ein außerordentlich wachsamer und intuitiver Staatsmann“ zu sein, folgendes:

„Ich will hier ein kleines bezeichnendes Erlebnis einschalten. Eines Nachts saß Mussolini — er war bereits Ministerpräsident — in seinem stillen großen Hause . . . Mussolini arbeitet sich in gewohnter Weise gerade durch Dutzende von Zeitungen aller Länder durch.“ (Eine merkwürdige wesentliche Arbeit für einen angehenden Diktator!) „Zu jener Zeit waren die ‚Times‘ und andere englische und amerikanische Zeitungen überfüllt mit Bildern und Nachrichten über die soeben ausgegrabene Mumie des alten Aegypterkönigs Tutankamen und über den tragischen Kampf, den Lord Carnarvon gegen die geheimnisvolle totbringende Magie der Aegypter führte. Plötzlich sprang Mussolini zum Telefon und rief einige überraschende Befehle hinein. Ihm war plötzlich eine tausendjährige, frisch ausgegrabene Mumie erschienen, die er vor wenigen Wochen geschenkt bekommen hatte, und die unten in einem Winkel des ‚Salone della Vittoria‘ zwischen den Gobelins des Palazzo Chigi neben seinem monumentalen Arbeitstisch ihren Standort hatte. Nun schien sie plötzlich vor ihm zu stehen, mit dünnen Binden umwunden, in dem bemalten Schrein, der sie beherbergte. Mussolini hatte sofort den Befehl gegeben, sie zu entfernen. Er telephonierte dann noch einmal um 1 Uhr, nochmals um 2 Uhr — alle 10 Minuten, um sich zu vergewissern, daß sein Befehl sogleich ausgeführt sei . . . Und so kam es, daß in jener Nacht, als dem Ministerpräsidenten die Manen der Pharaonen beunruhigten, bereits um 3 Uhr morgens ein eiligst aus dem Depot des Kriegsministeriums aufgeforderter Lastwagen vor dem Tor des ethnographischen Museums von Rom hielt, um die Mumie dort abzuliefern. Glocken schrillten, Pförtner liefen herbei, Inspektoren wurden geweckt und nahmen den dringlichen Befehl entgegen, die Mumie sofort in sicheres Gewahrsam zu bringen.“

Die Gesinnung der Verfasserin motiviert dieses Verhalten ihres Helden nun so: „Wer — weder Genießer noch Asket,

weder Skeptiker noch Trappist — im Raume für seine Zeit wirkt, der darf sich nicht diesen hauchzarten böserartigen Einflüssen aus dem Jenseits preisgeben, der darf sich nicht von einem Totensymbol daran mahnen lassen, daß das Dasein kurz ist und alle Mühe vergeblich sei.“ Mit anderen Worten: der muß eben den Betrug und Selbstbetrug aufrechterhalten, um seinem Hochhinaufwollen weiter leben zu können. „Und deshalb“, so schließt der Bericht, „ließ Mussolini die ägyptische Mumie noch in derselben Nacht aus seinem Arbeitszimmer entfernen.“

Eine wohl entsprechendere Erklärung für das geschilderte Verhalten des Ministerpräsidenten, das einen erschreckten und furchtsamen Menschen mit schlechtem Gewissen oder einen verängstigten Narren, doch gewiß keinen wachsam und intuitiven Staatsmann zeigt, enthält der Bericht über den Emporkömmling von Angelika Balabanoff, die den Werdegang Mussolinis miterlebt hat; sie berichtet: „Mussolini ist unglaublich feig. Jede Nacht bat er mich um Gottes willen auf ihn zu warten, bis das Blatt fertig sei, damit er nicht allein nach Hause gehen müsse. Er fürchte sich in der Nacht allein zu gehen. Ich fragte ihn: ‚Wovor fürchtest Du Dich denn?‘ Er antwortete immer sehr nervös: ‚Ich weiß nicht, vor mir selber, vor meinem Schatten, vor den Bäumen, vor den Hunden . . .‘ Und ich blieb täglich bis 4 Uhr früh und begleitete den krankhaft feigen Mann nach Hause. Ich habe mich immer gefragt, warum er sich gerade von mir nach Hause begleiten lasse und es war mir sehr bald klar, daß er auch dazu zu feig war, seine Feigheit vor einem anderen, vor einem Manne zu zeigen.“ Der Oeffentlichkeit aber verkündet dieser große Mann selber — nicht die Sarfatti — „Mein Schlaf ist wie der eines kleinen Kindes, tief und unbeschwert“, was Napoleon nachgesagt ist, und daß er um 7 Uhr aufwache „voll neuer Tatkraft . . . Ich strecke mich instinktiv und gähne . . . Mein Tag hat angefangen“. Ein paar einfache Arm- und Beinübungen folgen, um den Körper „aufzulockern“. Beim Anziehen liest er Zeitungen und findet „als alter Journalist“ das ihm Wissenswerte gleich heraus. — Welch ein Staatenlenker und Führertyp, den das nächtliche Alleingelassensein so außerordentlich in Furcht und Angst versetzt, dem jedoch, sobald er sich wieder im Bereich des Anhangs fühlt, vor Ichwahn so der Kamm schwillt, daß er der Oeffentlichkeit ein Gewäsch auftischt, dessen sich der simpelste Mensch schämen würde.

Die Sarfatti aber bringt noch viel Gewagteres in der Meinung ihren Helden zu verherrlichen. „Für Benito Mussolini“ — sagt sie — „gab es nur eins: Rom. Rom war ihm Mutter und Geliebte.

Dieses eine Wort, Rom, schrieb er immer wieder, von seinem zehnten bis zum sechzehnten Lebensjahr, mit begeisterter Bewunderung hin. Vielleicht trieb ihm dazu eine innere Stimme, jener Stimme verwandt, die Johanna im Garten von Domremy zu vernehmen glaubte. Denn wie die Hirtin aus Lothringen, so sollte auch dieses Bauernkind der Romagna einst zu den Waffen rufen und aus Liebe zu seinem Land Italien große Dinge vollbringen. „Den Emporkömmling, übrigens kein Bauernkind, mit Johanna d'Arc in Vergleich zu bringen, ist wirklich Sensation und wird dem Gewissen der Vergleicherin noch einmal zu schaffen machen. Was Johanna war und vollbrachte, ist bekannt, auch die Beweggründe ihres Tuns sind genügend festgestellt. Und schließlich ist es doch ihr ganzes Verhalten, im Leben wie im Tode, von dem ihre Beschaffenheit aufgedeckt und mit Recht glorifiziert wird. Betrachten wir dagegen den Proletarier Mussolini, an dem das Verhalten so ist, daß es uns nur beständig von seinem Streben aussagt: Wie komme ich hoch! Wie komme ich hoch! So kommt er auch empor, langsam und mit Unterwühlung des Bodens, aus dem er hervorging, einem Maulwurf gleich. Im Weltkrieg war er seinem Vaterland noch fast unbekannt; er brachte es bis zum Korporal. Von einem Zu-den-Waffen-rufen im Sinne der Hirtin aus Lothringen kann bei ihm nicht die Rede sein. Doch war er — wie schon erwähnt — für ein Eintreten in den Krieg, als er sich davon Erfolg versprach und um sich mehr eigenmächtig bemerkbar zu machen. Daß er das Wort Rom in seiner Jugend immer wieder mit begeisterter Bewunderung hinschrieb, können wir als eine Fiktion der Verfasserin, die so vieles sagt, was nicht wahr ist, ruhig hinnehmen. Das Auffangen und Zurückschleudern der feindlichen Handgranaten, das — wie er prahlt — seine Spezialität war, muß er ziemlich unbeachtet betrieben haben, besondere Auszeichnung trug es ihm nicht ein. Die schwere Verwundung erhielt er durch einen Minenwerfer, der ihm unter den Händen explodierte. Die Sarfatti hat natürlich daraus Kapital für die Glorifizierung ihres Helden geschlagen. Und doch ist auch dieser Bericht — wohl gegen die Absicht der Berichterstatterin so eingefügt, daß sich Mussolinis Verwundung geradezu als Gottesstrafe ausnimmt für eine Untat, die er vorher verübt hat. Denn jenem Bericht unmittelbar vorangestellt ist seine großmaulige Erzählung, wie er den Soldaten „das richtige Anzünden der Bomben“ beibrachte, die man „mit der Zigarette anzünden und dann noch eine zeitlang angezündet in der Hand halten“ mußte. „Die armen Soldaten, sie zitterten und klapperten mit den Zähnen, wenn ich laut die Sekunden 1 bis 60 abzählte. Aber ich schaute ihnen fest in die Augen: ‚Rührt euch nicht, hört

ihr! Wenn ich ‚los‘ kommandiere, dann werft alle zusammen!“ Und in diesem prahlerischen Ton wird weiter erzählt: „An einem denkwürdigen Abend sah ich auf der Feindesseite im Finstern zwei kleine rote Zigarettenpunkte; ich nahm sie mit der Handgranate aufs Korn. Es krachte und dann waren die beiden Pünktchen verschwunden. Am darauffolgenden Tage erzählten uns Gefangene, daß es dabei vier oder fünf Tote gegeben habe. Der Hauptmann fragte mich damals: ‚Warum tatst du das mein Sohn? Die Leute drüben waren vielleicht gerade beim Plaudern, rauchten und sprachen vielleicht von ihren Bräuten?‘ — ‚Herr Hauptmann‘, antwortete ich ihm, dann wollen wir doch lieber gleich alle nach Mailand fahren und dort spazieren gehen, das ist dann besser.“ (Ehrung sei diesem Hauptmann seiner Worte wegen. In der italienischen Armee muß es damals noch manche Vorgesetzte gegeben haben, die so geartet waren. Mir schien Italien damals auch immer noch die humanste der kriegführenden Mächte. Darum: Was für eine Wandlung zum Schlimmen für Italien, diese Menschenbestie jetzt zum Diktator zu haben!) Daß dieser Vorfall ihren Helden nicht ziert, mag selbst die Sarfatti gefühlt haben; jedenfalls sieht es nach Abschwächung aus, wenn sie hinzufügt, daß heute Mussolini sich verfinstert und ein Schatten über sein Gesicht huscht, „wenn er abends das rote Pünktchen einer Zigarette im Dunkeln glühen sieht“.

Nicht selten ist es, daß der Darstellung der Verfasserin von „Mussolinis Lebensgeschichte“, die eigentlich nichts anderes ist als ein Höchstaufgebot zur Ehrenrettung des Emporkömmlings, die Ereignisse eine andere Deutung geben. So spricht sie vom „ersten Verrat“, der am kleinen Benito geübt wurde und darin bestand, daß ein älterer Spielkamerad die neue Karre des Kleinen zur Besichtigung verlangte. Und als Benito ihm den Karren brachte, schlug ihm der andere hinterhältig ins Gesicht und lief mit dem Spielzeug davon. „Wenn Mussolini auf dieses Erlebnis zu sprechen kommt“, — sagt die Verfasserin — „spürt er auch heute noch den heimlichen Groll gegen seinen Beleidiger, und ein hochmütiger, stolzer, gefährlicher Zug spielt dann um seinen Mund“. Ja, in ihren Augen ist „dieses kleine Ereignis eine bedeutsame Episode in seinem Seelenleben, denn eine solche Enttäuschung in der Kindheit ist wie eine Vertreibung aus jenem Paradiese der Reinheit, wo jedes Kind noch ein Engel ist“.

Diese Schilderung, die den „ersten Verrat“ aufzeigen soll, hat aber als Einleitung die Anzeige, daß „zu Ehren von Benito Juarez, des mexikanischen Revolutionärs, der die Erhebung gegen den Kaiser Maximilian befiehlt hatte, der kleine Mussolini

auf den Namen Benito getauft worden war“. Und „dem zweiten Knaben gab ebenfalls ein Heiliger aus der Revolutionsgeschichte, Arnaldo da Brescia, den Taufnamen“. Mussolinis Vater, Alessandro, „ein armer Proletarier und Schmied aus Predapio bei Forli in der Romagna“ war nämlich „Internationalist; er gehörte schon der ersten Internationale an. Mussolini selbst wuchs in einem völlig sozialistischen Milieu auf“. So berichtet Angelika Balabanoff. Und die Sarfatti sagt: „Auch Herr Alessandro hatte verschiedene Monate im Gefängnis zugebracht, bis ihm der Rest der Strafe durch Begnadigung erlassen wurde.“ Schließlich erzählt auch Mussolini, daß sein Vater die „Ideenwelt des Internationalisten“ kennengelernt hatte und die „Ideen der Internationale zu verbreiten begann. Er gründete eine kopfreiche Ortsgruppe, die später durch einen polizeilichen Zugriff aufgelöst und zerstreut wurde“. Und im „Nachruf“ an seinen Vater ist gesagt: „An materiellen Gütern hatte er uns nichts hinterlassen. An sittlichen Reichtümern vermachte er uns einen Schatz: Die Idee.“ Heute, unter dem Regime des Machthabers sind die Träger dieser internationalen Ideenwelt weit schlimmerer Verfolgung ausgesetzt als dazumal. Auch jede andere Idee erscheint an dem Emporkömmling verschlungen von krankhafter Machtgier. Und gerade zur Zeit, da in Mexiko die Ideen von Mussolinis Namenspatron neue Lebensbetätigung erfahren, ersehen wir — auch aus dem Bericht der Sarfatti — wie sich unser Benito „Schulter an Schulter mit der Kirche auf den Boden des Katholizismus stellt und sogar versucht, die Nation mit neuem, wiederbelebten religiösen Geist zu erfüllen“. Von dem religiösen Geist, der diesem Ungeist innewohnt, werden wir noch erfahren. Vorläufig sehen wir auch Arnaldo Mussolini als Chefredakteur des „Popolo d'Italia“ — des Blattes der schlimmsten Mißleitung des Volkes Italiens — für seinen „großen Bruder“ Handlangerdienste verrichten. Und so verbleibt uns die Merkwürdigkeit, daß gerade ein so tendenziös getaufter Benito und Arnaldo den politischen Katholizismus der römischen Kirche propagieren müssen, um sich in Macht zu erhalten.

* * *

Wenn ein Weib über einen Mann schreibt, in den sie vernarrt ist, wird dieser selbstverständlich glorifiziert; aber dieses Glorifizieren wird uns anderen kaum mehr als eine neue Narretei bedeuten. Diese Bemerkung löste in mir der folgende Bericht der Sarfatti aus: „Als im Jahre 1923 die Universität von Bologna dem Ministerpräsidenten den Doktor honoris causa anbot, beschloß Mussolini sich diese Würde auch selbst zu verdienen,

wie jedes andere Ding in seinem Leben. Und so veröffentlichte er 1924 in der Mainnummer der Zeitschrift ‚Gerarchia‘ (‚Die Hierarchie‘) eine Arbeit ‚Preludio al Machiavelli‘ (‚Vorspiel zu Machiavelli‘), ein Buch das er gerne ‚Vademecum für Regierende‘ genannt wissen wollte“. Die Weisheit des Emporkömmlings, im Nachsagen noch versagend, kennzeichnet in dieser Ehrendoktorarbeit der Ausspruch: „Das Individuum neigt dazu, die Gesetze zu mißachten, keine Steuern zu zahlen, und keine Kriege zu führen. Nur wenige — Helden und Heilige — sind bereit, das eigene ‚ich‘ auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern.“ Und wiewohl unser Mann einst auch gegen den Krieg war und Gesetze nicht beachtet und Steuern nicht gezahlt hat, also auch nicht das eigene „ich“ auf dem Altar des Vaterlandes geopfert hat, soll er nun doch unser Held und Heiliger sein und seine früheren Verfehlungen dadurch wett machen, daß er jetzt als Staatsrepräsentant kräftiglich Dekrete erläßt, die die elementarsten Gesetze der Menschlichkeit völlig mißachten, — auf die Mißachtung dieses von ihm erst Gesetzten jedoch zum mindesten Konfinierung setzt, — Zahlungsunfähigkeit des Steuerschuldners mit Kerkerstrafe belegt — und jeden Tag Krieg zu führen gewillt sich zeigt, wenn er nur des Siegens gewiß wäre. Ja die Sinneseinstellung der Verfasserin sieht bereits vom Jüngling Mussolini, als er noch im Stadium seiner Verfehlungen war, zum Ziel erkoren: „wie jene Griechen zu werden, die, jede Illusion klar durchschauend, mit heiterem Gleichgewicht fest in sich selbst gegründet standen“. Denn „die intuitiven Erkenntnisse des Jünglings Mussolini“ — sagt sie — „mag ihm auch noch manche Erfahrung gefehlt haben, unterscheiden sich zufälligerweise nur wenig von den wohlwogenen Betrachtungen des späteren Staatsmannes. Mussolini gehört eben zu jenen Ausgewählten, die vom ersten Tage ihres Lebens an diese Erkenntnisse in sich haben, und deren Seele so organisiert ist, daß sie die Dinge richtig wahrzunehmen vermögen“. Derartige törichte Lobhudeleien durchziehen das ganze Buch. Besser als sie, kennzeichnen die wahre Beschaffenheit des Belobten [seine eigenen Worte: „Das Buch gefällt mir.“

Wollten wir der Sarfatti Glauben schenken, müßte uns der Emporkömmling nicht nur der vorbildliche Staatsmann, sondern auch ein großer Denker und Dichter — ja sogar vorbildlicher Geistesmensch sein: ein Begriff, der sich freilich mit dem des „Neuen Menschen“ oder „Uebermenschen“ zu decken hätte und insofern wirklich etwas Neues darstellt, als seine Geistigkeit, um sich durchzusetzen, sich jederzeit ungescheut jeglicher Gewalt-

mittel bedient, und Rizinusöl und Knüppel ebenso vertraut handhaben lehrt wie Handgranate und Minenwerfer.

Als ich im vergangenen Sommer ins südliche Trentino kam, wo ich früher meinen Wohnsitz hatte, fragte ich einen jungen, mir gut bekannten Bauern, ob sich die faschistische Regierung hier ebenso gewalttätig fühlbar mache wie in den fremdsprachigen neuen Provinzen? Zu meinem Erstaunen sah sich der Mann zunächst nach allen Seiten um, ehe er mir Antwort gab. Dann sagte er, daß es auch in seinem Dorfe heimliche Aufpasser und Angeber gäbe, und daß die geringste abfällige Bemerkung über den Faschismus oder den Duce sofortige Verhaftung nach sich ziehe. Aber — fragte er dann — ob ich von Nero im alten Rom gehört habe? So etwas wie dieser sei Mussolini. Der junge Mensch sprach aus dem heraus, was auf ihn einwirkte. Er spürte die gedrückte Atmosphäre ringsum, er sah die Leute auch in seinem Dorfe im Verkehr zu einander mißtrauischer geworden. Ein Geducktsein machte sich überall bemerkbar, eine Niedergehaltenheit, die dem freien Wort nur mehr ängstlich Raum gab. Nach außen hin aber trompeteten und trompeten noch immer die Organe dieser Gewaltregierung von den befreiten und erlösten Brüdern. Und wenn der Vergleich mit Nero auch nicht ganz zutreffend sein mag, so bleibt es doch zweifellos richtiger, sich den Emporkömmling als einen Nero vorzustellen als den Geistesmenschen als einen Mussolini.

Wie dummdreist die Sarfatti vorgeht, um ihren Helden auch in geistiger Hinsicht Werte zuzulegen, die er nicht hat, zeigt die Aussage: „Sollte es je einen Ort geben, wo sich die Seelen solcher Bücher versammeln, die als Manuskript starben, ohne daß ihnen die Taufe des Gedrucktwerdens zuteil wurde, dann dürfte man dort ganz sicher außer Carlyles ‚Geschichte der französischen Revolution‘, die von einem zerstreuten Freunde im Manuskript verbrannt worden war, gewiß auch die ‚Geschichte der Philosophie‘ von Benito Mussolini finden; das Manuskript dieses Werkes, an dem Mussolini lange gearbeitet hatte, ein großes Konzeptbuch, war ebenfalls, aber von einer jungen Frau aus dem Volke und absichtlich, aus Eifersucht verbrannt worden.“

Man höre: Carlyle und dieser Gewaltmensch, der als typischer Journalist im schlimmsten Sinne über alles schreibt, weil er an das wenigste wirklich heran kann, — der das Geistige aufzunehmen gar nicht imstande ist. So hatte er angeblich auch „lange gearbeitet“ an einer „Geschichte der Philosophie“, zu der sich — wenn sie ist was sie aussagt — die Geschichte

seines Lebens und Aufstieges wie eine Faust auf dem Auge ausnimmt, und der sein ganzes offenkundiges Streben und Tun so fremd gegenübersteht, daß entschieden verneint werden muß, er wäre je fähig gewesen, auch nur die Anforderungen zu erfassen, die an eine Arbeit gestellt werden müssen, der jener Titel gegeben wird. Aber die Frechheit des üblen Journalisten labt sich gern an hohen Titeln, um über die Niedrigkeit des eigenen geistigen Niveaus hinwegzutäuschen. Zum Glück für die italienische Literatur ließ es jedoch Mussolini zumeist bei der Titelgebung bewenden. So spricht auch nur das Gedenken der Sarfatti von den Werken ihres Helden und holt die Titel heraus „Ueber die Poesie des Friedrich Klopstock“, „Kritische Studien über die deutsche Literatur“, „Die Frauengestalten in Schillers Wilhelm Tell“, „Platen und Italien“, ja sogar auf „ein Buch über Johann Hus“ „über diesen ketzerischen Vorläufer Martin Luthers“ wird verwiesen. Doch, wiewohl das Buch gedruckt wurde, unterließ der Verfasser „auch nur ein Exemplar aufzubewahren“. Denn — so meint die beduselte Lobrednerin — „ein Federstrich ist eben für ihn wie ein Schwertstreich: nur so lange von Wert, als es gilt, etwas zu erobern oder zu gestalten“. Und schließlich beschied sich auch diese hartnäckige Verehrerin damit, bloße Buch- oder Kapiteltitel als bedeutende schriftstellerische Leistung an ihm anzuerkennen. So sagte er ihr einmal, „ein sorgfältig gefaltetes Blättchen“ vorzeigend: „Sehen Sie, hier ist mein Buch ‚Il Mito e l'Eresia‘ (Mythus und Ketzerei) enthalten. Zehn Kapitel, fix und fertig. Das wird eine bedeutende Leistung sein.“ Und sie berichtet: „Auf dem Blättchen war aber weiter nichts zu sehen als nur zehn Ueberschriften, die allerdings so bedeutsam waren, daß man seine Hoffnung teilen konnte, denn aus ihnen leuchtete die Synthese des geistigen Lebens der Menschen.“

* * *

Man hat Mussolini als glühenden Verehrer Nietzsches hingestellt, aber so wie diese Verehrung von dem Emporkömmling zum Ausdruck gebracht wird, ist sie eine Verunglimpfung Nietzsches. Wo Nietzsche scheiterte, gerade da hat der Ehrgeiz dieses Verräters am Proletariate eingesetzt, dessen ungesundes Blut sich nun am vermeintlichen Machtwillen des Uebermenschen berauschte. So schreibt er über Nietzsche und schöpft aus ihm nur „Die Philosophie der Gewalt“, wiewohl diese nicht anbringbar ist, wo jene gelebt wird. Wie platt und naseweise die Denkart Mussolinis war, zeigt diese Studie, in der es heißt: „Der Geselligkeitstrieb ist, nach Darwin, dem Menschen von der Natur

selbst eingeboren. Man begreift ein Individuum nicht, das von der unendlichen Kette der anderen Lebewesen getrennt leben kann. Nietzsche fühlt die ‚Schicksalshaftigkeit‘ dieses Gesetzes der allgemeinen Solidarität, wie man es nennen müßte, und um diesen Widerspruch zu entgehen, entfesselt Nietzsches ‚Ueberschensch‘, Nietzsches Held, den Willen zur Macht ‚nicht in der Richtung nach innen, sondern nach außen‘ . . .“ Wie muß das Nietzsche entnommene Zugeständnis zu solcher Entfesselung nach außen dieser Emporkömmelingsnatur wohlgetan haben. Es ist ein Wasserschwall für den Mühlenbetrieb seiner krankhaften Machtgier. So sagt er auch: „Der Ueberschensch — das ist die große Schöpfung Nietzsches“. Und „um dies neue Ideal zu erfassen, wird eine neue Art von ‚freien Geistern‘ erstehen . . . Geister, die begabt sein werden mit einer Art von erhabener Perversität; Geister, die uns von der Nächstenliebe, vom Willen zum Nichts erlösen werden, indem sie der Erde ihren Endzweck und den Menschen ihre Hoffnungen wiedergeben“. Wie riecht nach Schwefel dieser Ausspruch!

Und die Sarfatti berichtet: „So schrieb der junge Mussolini“ und fügt hinzu, daß „er in späteren Zeiten von den Lehren des Meisters manches über Bord warf, was ihm als Ballast erschien“. Erwies sich doch auch der Ueberschensch, wie ihn Nietzsche dargetan hat, als ein allzu geistiges Gebilde, um dem Faschismus Richtung geben — ja, um auch nur Schritt halten zu können mit ihm, der den lebendigen Ungeist zum Führer und dementprechend auch das Recht der rohen Gewalt als das moderne Faustrecht zum Betätigungsprinzip erhoben hat.

Es fällt auf, daß Mussolini — soweit seine ungeistige Veranlagung es zuläßt — gerade von den Schöpfungen Nietzsches eingenommen erscheint, die den Keim der späteren Erkrankung des Dichterphilosophen bereits verspürbar in sich tragen. So fielen die schlimmen Aeußerungen Nietzsches über Christentum und besonders über die Person Christi bei dem hochhinaus-süchtigen Proletarier wohl auf ungeistigen, aber wuchernden Boden. So hören wir wiederum von der Sarfatti, daß bei einer sozialistischen Versammlung in der Schweiz auch Mussolini zu Wort kam und „nun brachte er einen gründlichen Angriff gegen das Evangelium und den Galiläer vor, die das herrliche Gebäude des Römerreiches zum Einsturz gebracht hätten, indem sie ihm die ‚Sklavenmoral‘ (das Wort ist auch im Original deutsch geschrieben) einimpften und durch ihre ‚Ideologie der Verinnerlichung‘ den Widerstand gegen die von außen anstürmenden Barbaren lähmten“. Auch in der Rede über Nietzsche sagt

Mussolini: Mit dem Christentum triumphierte die Moral der Ent-sagung und der Ergebung. Auf das Recht des Stärkeren — die granitne Basis der römischen Zivilisation — folgte die Nächstenliebe und das Erbarmen. Die Nächstenliebe zeugte zwanzig Jahr-hunderte von Kriegen, die Schrecken der Inquisition, die Flammen der Scheiterhaufen.“ So schwadronierte dieser Schwätzer. Daß es nicht „Nächstenliebe und Erbarmen“ sein konnte, die das alles zeugte, sondern ein Gegenteiliges sein mußte: ein Gezeugtes aus dem Wahn dieser Welt und als solches eben auch ein Uebernommenes aus jener römischen Zivilisation, der kein Gewaltbrauchen fremd war und auch der Wahn nicht fehlte, daß darum — falls zugegeben wird, daß das Evangelium, das kein Wahn ist und kein äußeres Gewaltbrauchen kennt, Christentum lehrt und Christentum gibt — auch dieses Christentum jene Gewalt- und Schandtaten nicht gezeugt haben kann, das zu bedenken und zu beherzigen konnte freilich nicht Vermögenssache des Großsprechers Mussolini sein, weil es ihn und seine ganze Lebenshaltung verneinen müßte. Es müßte ihn aber auch als Katholiken umsomehr verneinen, je mehr Katholizismus noch mit Christentum zu tun hat. Denn Christentum im Sinne Christi steht jedem göttergläubigen Heiden offener und näher als einem Menschen, in dem das Entfesseltsein der Machtgier wie blind die Richtung nach außen genommen hat, und der nun seine Lobrednerin, um sich die Kirche als politische Bundesgenossin geneigt zu erhalten, sagen läßt: „Der Mann Mussolini hatte die Tiefe und die Erhebung kennengelernt, die Macht des katholischen, universalen, römischen Reiches, dessen Bürger Christus ist, wie sich auch Paulus als dessen Bürger bekannte, eine Macht nationaler Einheit und allumfassender Ausdehnung, die nicht mehr übergangen werden kann.“ Es ist die Macht, die dieser Mann zunächst in seine Vorstellung aufnimmt, völlig verkehrt, brutal, ungeistig, eben ganz „in der Richtung nach außen hin“. So sucht er Deckung hinter der Autorität des Staates, den er deifiziert. Und mit der Deifikation des faschistischen Staates, der sich auch als römisch-katholisch ausgibt, und „Herr über alle sein will, zum Wohle aller“, (wie zur Beruhigung kundgetan wird), sieht er die Verwirklichung seiner Machtvorstellung schon in Gang gebracht. Aber eben vor dieser Verwirklichung warnt die ungleich bewährtere These, daß mit der Deifikation des Staates die Bestifikation des Menschen gleichen Schritt hält, zum Unheil aller; denn Bestifikation wird weder dem, der sie ausübt, noch jenen, die ihr ausgesetzt sind, je zum Heile gereichen. Auf jeden Fall spießt sich dieses Machterstreben des Emporkömmlings mit dem

Christlichen, wo immer auch nur ein Hauch von diesem wach erhalten ist. Und die Frage stellt sich ein, was dabei für das Römisch-Katholische herauskommt, der wir jedoch hier nicht nachgehen wollen, weil wir uns zunächst nur dafür interessieren, was für den Machthaber dabei herauskommt. Das erhellt wiederum ein Satz aus der famosen „Lebensgeschichte Mussolinis“, in der uns der Held dieses Namens auch als der Auserwählte vor Augen geführt wird, und zwar als einer, der, entgegen dem Gesagten von gestern, „heute so sagt: ‚Gleichheit? Nein! Keiner ist dem gleich, der die Verkörperung der Staatsregierung ist‘, wenn, wie im faschistischen Italien, der Staat eine Hierarchie repräsentiert, die zu dem einen Mann hinaufführt. Denn die Hierarchien müssen in eine Nadelspitze auslaufen“, die nur ihm — dem Oberhaupt — allein Platz gewährt. Betont er doch selbst: „Auf der obersten Stufe darf nur einer sein, nämlich ich, solange ich den Staat verkörpere; — ich allein!“ Also die Staatsverkörperung, die er für sich anstrebt, setzt ihn auf die Nadelspitze der Hierarchie. Wahrlich kein beneidenswerter Sitz für einen cäsarischen Hintern, aber hoch! hoch! hoch! und darum eben das Begehrteste für diesen Proletarier und seinen „plebejischen Cäsarenwahn“.

Wohl um diesen zu verbergen, gebraucht er — wie wir hören — „häufig und hartnäckig das Wort Aristokratie“. So auch in der Rede an „die ersten Fasci“, von der die Sarfatti also schwärmt: „Das war alles wie ein Appell an die neue, aus dem Kriege hervorgegangene Aristokratie der Frontsoldaten, an die ‚Schützengrabenaristokratie‘, in der sich sozusagen jene Kaste erhabenster priesterlicher und kriegerischer Tugend verkörperte, von der schon Nietzsche geschwärmt hatte.“

Die von ihm selber geltend gemachte Machtstellung Mussolinis ergibt doch ein höchst sonderbares Machtverhältnis, wenn man bedenkt, daß der Staat, um den es sich handelt, doch das Königreich Italien ist, also ein Reich, das auch heute noch eine Dynastie, das Haus Savoyen, aufweist. Geradezu absurd aber gerät das Verhältnis des hochgekommenen Machthabers zu Christus, wenn man seinen katholisch-hierarchischen Faschistenstaat (nach der Richtung seines wuchernden Hochhinauswollens) erweitert, so daß man nun von diesem Staat „auch das katholische, universale, römische Reich“ repräsentiert sieht, das wiederum „eine Macht nationaler Einheit und allumfassender Ausdehnung“ sein soll, und als dessen Bürger nicht nur Paulus, sondern auch Christus anzusehen ist. Diese Aufmachung des faschistischen Staatsbetriebes würde Paulus wie Christus zu

Nationalisten machen und die römische Staatsbürgerschaft gewissermaßen als das Ansehen Heischende an ihnen hervorkehren, wiewohl jene Würde selbst dem Heiland nur einen Platz auf der unten gelegenen Stufe der Uebervielen einräumt, während auf der obersten, der Nadelspitze der Hierarchie, der Diktator, als die Verkörperung der Staatsregierung, allein sitzt oder steht: eine Vorstellung, die eben der Diktatur des Wahns die Vollen- dung gibt.

Die Duce-Anbeterin Sarfatti (ob aus Politik oder aus Neigung kann ich nicht bestimmen) traut ihrem Helden freilich Heilandskräfte zu und verspricht sich von seinen Taten größte moralische Umwälzungen; so fragt sie: „Was taten je die größten Reformatoren aller Zeiten Größeres? Die größte moralische Um- wälzung der Geschichte, das Christentum, war gleichzeitig die größte Zerstörung der herkömmlichen Ideale.“ Möge doch das herkömmlichste und wohlfeilste Ideal, den momentan Erfolg- reichsten im äußeren Hochkommen, dem zumeist die niedersten Instinkte den Weg bahnen, als Ideal zu nehmen, zerstört werden! Vorläufig jedoch huldigt die Verfasserin des Mussolinibuches noch diesem Ideal und versucht so die plebejische Machtgier und Ruhmsucht des Emporkömmlings, die aus seiner Deifikation des Staates überall hervorlugt, in beinahe rührend schlangenhaf- tkluger Weise lilienweiß und rosenrot zu färben, indem sie aus- ruft: „Wenn man das, was man anfangs von Herzen bekämpfte, später so von Herzen lieben kann — wie groß muß dann die Liebe des jetzigen Ministerpräsidenten für die Autorität des Staates sein!“

* * *

Meine Anschauung über Mussolini hat sich herausgebildet aus dem, was von seinem Tun und Reden zu mir drang und sich in nächster Nähe fühlbar machte. Ich lernte ihn auch kennen an der Gesinnung der Vielen, die ihm huldigten. Ich bekam aus dieser — im besten Falle — mißleiteten Gesinnung betrogener oder unreifer Menschen ihn sozusagen zu greifen als einen ge- wissenlosen Gewaltmenschen, in dem die Machtgier einzig das Führende ist. So hat auch das Urteil der Russin Anna Kulisch- koff über Mussolini, das die Sarfatti uns übermittelt, ungleich mehr Wahres an sich als die Einschätzung dieser. Jene sagte: „Wahr- lich, wahrlich, dieser (Mussolini) ist kein Marxist und ebensowenig ein Sozialist, er ist — ein Dichterling, der Nietzsche gelesen hat.“ Bezeichnender freilich wäre zu sagen: er ist ein halt- und ge- wissenloser Journalist, der Nietzsche ganz ungeistig in sich auf- genommen hat, sodaß in ihm einzig der Machtsinn in der Rich-

tung nach außen — also Macht durch Gewaltanwendung — groß geworden ist. Seine Sucht nach Macht hat ja auch seine Lobrednerin wahrgenommen, die seinen Ehrgeiz schildert als „einen Ehrgeiz, der ihn innerlich verbrennt“; doch „sein Begehren“ — meint sie beschönigend — „gilt nicht dem Reichtum, sondern nur der Macht“. Aber wenn das begehrte Inmachtsein sich so gestaltet, daß es den Reichtum, der sich ihm nicht gefügig zeigt, jederzeit in Beschlag nehmen kann, bringt das Machterlangen auch das Verfügenkönnen über Reichtum mit sich und bedarf somit nicht mehr des eigenen Begehrens nach diesem. Das überreizte Machtbegehren an Mussolini aber bleibt auch von seiner erfinderischen Lobrednerin wahrgenommen, die nun freilich nach verwandter Beschaffenheit bei den Großen der Weltgeschichte sucht und wirklich findet, daß auch vom jungen Bonaparte, als Besucher der Militärschule zu Brienne das Zeugnis ausgestellt worden ist, daß „er sich in grenzenlosem Ehrgeiz zu verzehren“ schein. Ja, die treue Beobachterin macht an dem Ministerpräsidenten, als improvisierendem Redner, in Fällen der Erregung, noch etwas ausfindig, das er mit Napoleon gemein hat: „In solchen Momenten“ — sagt sie — „zuckt sein rechter Fuß in der gleichen Weise, wie Napoleon, das einst Las Cases als unbewußtes Zeichen seiner inneren Erregung schilderte.“ Wenn nun auch dieses angebliche Fußzucken den Emporkömmling noch zu keinen Napoleon macht, so läßt das greifbare Quantum von Ruhmsucht und Machtgier an ihm doch erkennen, daß er Weltgeschichte machen möchte und dies für eine Repräsentation von Gesundheit hält. Es legitimiert den Mann als typischen Dekadenten.

Mag man noch so von Realpolitik und derartiger Wäsche reden, die erste und letzte Wertung, die für den Menschen in Geltung bleibt, muß eine geistige sein. Geistig gesehen erweist sich das Bestreben, sich durch Taten in die Weltgeschichte einzuschreiben, als Niedergangsbewegung am Menschen, als Dekadenzerscheinung. Alle Rührigkeit im bloß weltlichen Sinne, die sich im Tun und Neutun nicht genug tun kann, um sich bemerkbar zu machen, ist Vorzeichen eines inneren Verfalls. Voller Gesundung im elementar geistigen Sinne müßte sich Besitzgier und Machtbegehren als Einschränkung der inneren Freiheit fühlbar machen. Denn wie Besitz den Besitzenden besitzt, so bemächtigt sich auch Macht des Machthabers und beansprucht ihn für sich, was ihn eben einengt und unfrei macht. Die wahre Freiheit des Daseins ist bereits gegeben, jedenfalls ermöglicht mit dem Hineingestelltsein in die Unerforschlichkeit des Daseins, womit die endlose Bewegungsfreiheit des geistigen Menschen eben als

gesichert erscheint. Um zu dieser Freiheit zu kommen, muß der Mensch untertan werden dem einen, das von jeher über ihm steht; und um diesem untertan zu werden, muß der Mensch mit sich selber zu tun bekommen und nicht mit der Umwelt. Hier wird ersichtlich, daß das Zutunhaben mit der Umwelt eigentlich ein Abziehen vom Gang und Gehen in sich hinein — von der Ausbildung seines Selbst ist. Wenn nun volle Gesundheit dieses pflegt und pflegen muß, so ist anzunehmen, daß, wo der Mensch völlig jenem, also der Formung der Umwelt, verfällt, bereits Erkrankung seines Selbst am Werke ist, und zwar umso mehr am Werke sein muß, je mehr sich solches Tun an ihm nötig macht. Wo darum ein Mensch einem Machtbegehren ausgesetzt ist, „das ihn verbrennt“, und ihm das Zutunbekommen mit der Umwelt beständig aufnötigt, um dem Zutunkommen mit sich selber zu entgehen, darf auf wesentliches Erkranktsein geschlossen werden, das vom Wege zur Gesundheit immer mehr entfernt. Eine Krankheit an sich jedoch muß dieses wesentliche Erkranktsein durchaus nicht mit sich bringen oder zur Folge haben, ja Krankheit kann sogar Wegeröffnerin zur Gesundheit sein.

Aber an dem Emporkömmling sehe ich das wesentliche Erkranktsein vorhanden. Ein Machtbegehren, das einen innerlich verbrennt, ist entschieden Erkrankung im tieferen Sinne. So sehe ich ihm auch das beständige Zutunhaben mit der Umwelt aufgenötigt, um sich selber zu entgehen. Wie weit ein physisches Leiden an seinen krankhaften Machtgelüsten mitwirkend ist, kann ich freilich nicht feststellen. Den Mitteilungen der Angelika Balabanoff entnehme ich jedoch die folgende Aussage: „Eines Tages kam Mussolini nach einer Vortragstournee furchtbar erschöpft in die Redaktion. Er sagte mir, er könne nicht mehr weiter, er müsse zugrunde gehen, er habe Syphilis. Er erzählte übrigens öfter in prahlerischem Tone, jedoch in durchaus dezenten Worten, daß er Luetiker sei.“ (Diese Mitteilung wurde in der „Arbeiterzeitung“ und auch in „Südtirol“ veröffentlicht, ohne daß sie — meines Wissens je ein Dementi nach sich zog.) Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß man derartiges auflügen und der Öffentlichkeit übergeben könne. Uebrigens berichtet auch die Sarfatti von einem Drama „La lampada senza luce“, das Mussolini ihr mündlich „Szene für Szene entwickelte“. Es „war die Tragödie eines Kindes, das der Vater nicht in die Welt setzen wollte, weil er schon aus einer anderen geheimen Verbindung ein Kind hatte, und weil er sich außerdem in einem Gesundheitszustand befand, durch den das Kind zu einem unglücklichen Wesen geworden wäre“, was die Aussage der Sozialistin zu bejahen scheint. Zudem finde ich

Anna Balabanoff entschieden glaubwürdiger als die Sarfatti, die uns in ihrem Ducedusel die unglaublichsten Dinge schmackhaft und glaubhaft zu machen sich bemüht. So erzählt sie: „Als Mussolini durch die Abruzzen reiste, wollten ihn die Frauen, besonders die Kriegsmütter und Witwen, mit ihren Händen berühren, so wie das in antiken Zeiten bei Heiligtümern und Reliquien üblich war . . . Ein Bürgermeister empfing ihn mit den Worten: „Heute früh, bei Sonnenaufgang, erschienen mir meine beiden im Krieg gefallenen Brüder im Traum und sagten: Steh auf, geh dem Ministerpräsidenten entgegen, knie nieder und sag' ihm, daß wir, die stummen Toten, ihn segnen und daß wir ihm danken, Italien gerettet zu haben, für das wir starben.“ Und dabei kniete er mit entblößtem Haupte auf der Straße vor Mussolini nieder. Ihr selber, dieser lammfrommen Berichterstatterin erscheint der Duce als der Mann, dem Schillers Sang gilt: „Denn geendet nach langem verderblichen Streit war die kaiserlose, die schreckliche Zeit, und ein Richter ist wieder auf Erden.“ So behauptet sie auch vom Faschismus, daß er „in erster Linie eine Religion ist, und dann erst eine Partei, und daß der Schwur der Miliz, Gott und dem Vaterland zu dienen“, (ein Spruch, den schon seit vielen Jahrzehnten die klerikalen Provinzblätter, hier wie dort, als Motto trugen und mit dem von jeher genug gesündigt worden ist) — nun aber als vom Duce zum Schwur erkoren, — „mit kriegerisch-aristokratischem Mystizismus durchtränkt“ sein soll. Nicht genug damit, belehrt sie uns noch: „Im Faschismus waren die Triebkräfte der Kreuzzüge: Liebe und Krieg, war eine neue ritterliche Ordnung, die das Krumme gerade biegen und Ungerechtigkeiten rächen wollte.“ Die immense Verheerung, die der Duce in weiblichen Gehirnen anrichtet, aber zeigt der folgende Ausspruch über den Vergötterten: „Jede Ungerechtigkeit vermeidet er strengstens und unterdrückt sie mit aller Strenge. Er tut das aus persönlicher Abneigung gegen Ungerechtigkeiten, und auch, weil er das als Norm einer weisen Regierung betrachtet . . . Im Grunde seines Herzens weiß er, daß die Ungerechtigkeit von Mensch zu Mensch ein Gesetz ist, durch das die Natur eine gerechte Vergeltung gegen die Art ausübt. Das soziale Ideal besteht darin, diese Ungerechtigkeiten zu mildern und nicht sie mit fruchtloser Wut zu unterdrücken. Diese Anschauung Mussolinis, in Verbindung mit duldsamer Gleichgültigkeit, wurzelt in einer unerschöpflichen Verachtung; er hat die Menschen gewogen und sie zu leicht befunden. Das ist eine innere Tragödie, die den pathetischen Adel seines Schicksals als geborener Herrscher ergibt.“

Welche Meisterschaft Unwahres auszusagen das Mundwerk dieser Frau aufweist, infiziert durch das Vorbild, dem die Lüge

Existenzbedingung und dessen Schöpfung der Faschismus ist, dem die Erziehung zur Lüge eben erst den Boden bereitet. Welch ein geborener Herrscher, dieser Gewaltmensch, der in jeder Rede seine Massenanhängerschaft, aus der die Menschen von Wert nachgerade immer mehr ausgeschieden werden, als „unser herrliches Volk“ preisen muß, um sie sich dienstbar und anhänglich zu erhalten. „Unser herrliches Volk“ ist wohl der unmittelbare Ausdruck für „die unerschöpfliche Verachtung“, die dieses Lügenmaul für die Menschen aufbringt, die „er gewogen und zu leicht befunden hat“, weil selbst die Schlechtigkeit der Vielen doch nicht an die seine heranreicht. Und so betätigt er „das soziale Ideal“ das Ungerechtigkeit mildern soll, indem er die noch allzu offen gerecht Denkenden verhaften oder konfinieren läßt und auf diese Weise immer wieder ungezählte Familien unglücklich macht. Seine „persönliche Abneigung gegen Ungerechtigkeiten“ ist so groß, daß er ein Spitzelwesen organisiert hat, das beständig auf die redlicher Denkart Verdächtigen Jagd macht, um sie seiner strafenden Gerechtigkeit zuzuführen. Und diese bewährt sich so, daß die Mörder des Abgeordneten Giacomo Matteotti, des besten und edelsten Italieners der Nachkriegszeit, mit der Untersuchungshaft auch ihre Strafe abgesehen haben, wohingegen ein Zaniboni und General Capello, im Kriege weit tapferer und menschlicher als der Korporal Mussolini wegen eines angeblichen Anschlages gegen das Leben des Duce zu dreißig Jahren Kerker verurteilt wurden. Bewährt sich weiters in der hohen Zahl jener, die wegen Ducebeleidigung oder geäußerter Mißachtung des Faschismus rohe Mißhandlung und monatelange Gefängnisstrafen erduldet haben und noch erdulden. Bewährt sich endlich an den Uebervielen, die bereits konfiniert wurden, und der elenden Versorgung, denen diese Unglücklichen, ihren Familien entrissen, ausgesetzt sind.

In den nicht eroberten, nur irrümlich Italien zugesprochenen fremdsprachigen neuen Provinzen haben sich faschistische Unholde zur Aufgabe gemacht, jede an Personen irgendwie wahrgenommene Betätigung im Sinne der Erhaltung der Muttersprache für die Jugend als Verbrechen zu ahnden. Es ist ein geradezu fluchwürdiges Vorgehen, dem der Fremdsprachige — in meiner Heimat Südtirol ist es der Deutsche — auf Schritt und Tritt ausgesetzt ist, und das Bezeichnendste an der Sache ist, daß die Regierung selber sich schämt zu den schandvollen Akten sich offen zu bekennen, die sie heimlich strengstens anordnet. Der Wolf weist überall nur seinen Schafspelz vor, soweit es seine Großmauligkeit gestattet. Eine Erklärung dieser Art sagt: „Die

Opposition haben wir zertrümmert und werden sie nicht mehr dulden. Diese Säuberung haben wir mit einem Mindestmaß von Gewalt vollzogen. Gegenüber den unzähligen bolschewistischen Hinrichtungen haben wir nur etwa 500 Personen zu Zwangswohnsitzen verurteilt. Die Deportierten können Berufung einlegen, und ich werde mich in gerechten Fällen gnädig erweisen.“

Die Londoner Wochenschrift „Nation and Athenaeum“ berichtet über diese Konfinierungen: „Bald nachdem das Gesetz über den Zwangsaufenthalt in Kraft trat, schätzte eine amtliche Verlautbarung die Zahl der Verbannten auf 942. Der Eindruck war so stark, daß Mussolini die weitere Veröffentlichung der Listen der Verbannten verboten hat. Seither liest man in der italienischen Presse nichts mehr darüber. Die Zahl der Opfer aber hat beständig zugenommen, und die Zustände, in denen sie zu leben gezwungen sind, sind derart schrecklich, daß man sich schon aus rein menschlichen Gründen dagegen allgemein wenden sollte.“ Die bezahlte oder vernarrte Sarfatti aber sagt von dem brutalen Emporkömmling, der dieses Gewaltssystem zumeist gegen Menschen handhabt, die ihm geistig weit überlegen sind: „Keine intimen Freundschaften, ein Minimum persönlicher Gefühle, — diesem Grundsatz der christlichen und buddhistischen Seminare und aller asketischen Priesterschaften wendet er auch auf seine Person an.“ Wie wenn es dasselbe wäre, ob ein Mensch aus Widerweltsinn selbst der Liebe und Freundschaft entsagt, um der Verinnerlichung und dem Geiste zu leben, oder ob ein Gewaltmensch, der aus Gefühlsangel kein Mitgefühl kennt und aus Größenwahn keine intime Freundschaft pflegt, weil dieser ihn aufstachelt, sich allein zuhöchst den Platz zu sichern. Gaukelei und Lüge triumphieren in „Mussolinis Lebensgeschichte“. So will man uns glauben machen, daß seine Gewaltakte gegen die Freimaurerei auf „seinen Haß gegen das Eingeschlossenein“ zurückzuführen sind. „Wenn der Eisenbahnzug oder das Auto durch einen Tunnel fährt, so verfinstert sich sein Gesicht“, sagt die Sarfatti, und er selbst bekennt: „Aus diesem Grunde lehne ich auch die Freimaurerei ab. Ich kann all das nicht leiden, was verschlossen und unterirdisch ist, alles was sich in Höhlen abspielt, statt im Licht der Sonne.“ Das Letztere sind Worte, mit denen ich, der ich gewiß kein Gewaltmensch bin, die Freimaurerei ablehnen könnte. Darum weiß ich auch, wie der beschaffen sein muß, der sie vorbringt, ohne zu lügen. Ein solcher Mensch könnte es zunächst mit seinem Gewissen nicht vereinen, auch nur einen einzigen Menschen ohne dringende Notwendigkeit in Haft setzen zu lassen. Einen Mitmenschen leichtsinnig der Freiheit und mit

ihr des Lichtes der Sonne berauben, hieße für ihn den Fluch des Schöpfers auf sich herabziehen. Was aber tut der Emporkömmling, wiewohl er sagt: „Ich kann das Gefühl, eingeschlossen zu werden, nicht ertragen. Diese Gitter, diese eisernen Türen — ihr wißt nicht, was das ist, was das heißt: ‚Gefängnis‘. Ich erstickte bei dem Gedanken daran. Elfmal im Gefängnis — da bleibt einem ein Leiden zurück, das sich nimmer fortbringen läßt.“ Der angeblich so sagt, aber kann sich in Erlassen von Haftbefehlen gar nicht genug tun, als sei dies das Mittel seine Leiden zu heilen. Selbst für das Fluchen und Nichtzahlen der Steuern sind Gefängnisstrafen angeordnet. Das ist wie das Tun eines Kranken; diesem böartigem Kranksein begegnen wir öfter auch in den Reden des Ministerpräsidenten; so belehrt er einen Journalisten: „Sie werden gesehen haben, daß in Italien alles mit Blitzeschnelle vor sich geht. Dank der Raschheit, der Arbeitsamkeit des italienischen Volkes, des Vertrauens, der Begeisterung und faschistischen Zähigkeit werden wir in kurzer Zeit Großes vollbringen. Heute leben wir mit 40 Grad Fieber, und ich versichere Ihnen, daß wir 41 Grad erreichen. Nichts steht uns im Wege.“ Wer ein so hohes Fieber aufweist, ist ein Schwerkranker und gehört nicht an die Spitze einer Regierung. Der Mann trägt das Gefängnis in sich; er ist von Wahn gefangen, der ihm Cäsarengelüste aufnötigt. Was das volle Tageslicht, das Licht der Sonne am wenigsten verträgt, sind wohl die Vorgänge in seinem eigenen Innern, in dem sich, einer Höhle gleich, die Gewalttaten für sein Machtbegehren ausbrüten, die immer einer Verkleidung, einer Verhüllung bedürfen. Die Deifikation des Staates, wie er sie betreibt, sehe ich als eine solche an. Hier kommt mir die Sarfatti entgegen, sie sagt: „Wie sein Liebling Nietzsche, so leidet auch Mussolini mit der Empfindlichkeit eines Elementarwesens unter dem Einfluß der Stunde, der Witterung und der Jahreszeit“, was ich zwar nicht glaube. Aber wenn Nietzsche wirklich sein Liebling wäre, müßte Mussolini darunter leiden, ihm so sehr entgegen zu handeln; denn Nietzsche ist der größte Gegner der Deifikation des Staates; er prägte die Worte:

„Staat heißt das kälteste aller Ungeheuer. Kalt lügt es auch und diese Lüge kriecht aus seinem Munde: Ich, der Staat, bin das Volk.“

„Aber der Staat lügt in allen Zungen des Guten und des Bösen; und was er auch redet, er lügt — und was er auch hat, gestohlen hat er's.“

„Auf der Erde ist nichts Größeres als ich: der ordnende Finger Gottes bin ich — also brüllt das Untier. Und nicht nur Langgeohrte und Kurzgeäugte sinken auf die Knie.“

„Staat nenne ichs, wo alle Giftrinker sind, Gute und Schlimme: Staat, wo alle sich selber verlieren, Gute und Schlimme: Staat, wo der langsame Selbstmord aller — „Das Leben heißt“.

„Dort, wo der Staat aufhört, da beginnt erst der Mensch, der nicht überflüssig ist.“

Der Staat um seiner selbstwillen ist ein Phantom, er ist aber auch eine Gefahr für den Mitmenschen, für den Einzelnen wie für die Gesamtheit. Denn er erweist sich als das beste Versteck für gewissenloses Machthabertum, das einzig erstrebt, immer mehr über unbeschränkte Macht zu verfügen. Plebejischem Cäsarenwahn wird darum die Deifikation des Staates immer als das beste Mittel erscheinen, um seinem Streben Erfüllung zu bringen. Aber Wahn ist Krankheit und Cäsarenwahn wohl die schlimmste innerhalb eines Staates, in dem das Christentum angeblich offiziell ist. So darf gefolgert werden, daß das Verhängnis für Reich und Volk dort nicht lange auf sich warten lassen wird, wo jener Wahn diktierend geworden ist.

Das faschistische Italien weist alle Vorzeichen auf, die auf ein solches Verhängnis hindeuten. Zuhöchst der Wahn des Emporkömmings, der neuen Wahn auslöst und verbreitet und Gebote aufstellt, die den ewig geltenden Geboten für die Wohlfahrt der Menschen schnurstracks entgegen sind. Das Gift der eigenen Ueberhebung und des Hochhinauswollens wird überall in das Volk, besonders in die Jugend hineingetragen. Wenn das Oberhaupt einer Familie die Seinen beständig so unterwies: daß wir als Familie so und so die Herrlichsten sind, daß wir genial sind durch und durch und alle Genialität erst durch uns auch in andere hineingekommen ist, daß wir es sind, die der Welt alles Gute und Schöne gebracht haben und daß wir darum zum Herrschen geboren sind und uns ausbreiten und andere unterjochen müssen, so würde man ein solches Familienoberhaupt als Verderber der Familie oder als Narren ansehen. Macht dasselbe aus Spekulation aber das Oberhaupt einer Regierung, das zu den Regierten eigentlich in demselben Verhältnis stehen sollte wie das Familienoberhaupt zu den Seinen, so wird ihm gehuldigt, — und hat er die Brutalität, die ihm Mißtrauenden und Widersprechenden zu vergewaltigen, wird er noch als „starke Hand“ gerühmt. Und nicht nur im eigenen Land, auch in anderen Ländern und Reichen, und zwar darum, weil der unsterblichen Fettbürgerschaft des Ungeistes verspürbar wird: da hält einer sich zu denen, die etwas haben und noch mehr haben wollen auf Kosten anderer, gegen welche man sich sichern muß, wenn man ihnen schon manches Notwendige wegnimmt, um Ueberfluß an Eigenem zu haben, da

man sich doch für die Klasse der Genießer geschaffen findet. So hat Mussolini wohl die schlimmste und ungeistigste Fettschicht der wohlbestellten Bürger aus aller Herren Länder zu Anhängern und Verehrern, sicher heute auch jene, die er einst verfluchte und denen sein Notschrei galt: „Hat der am Boden Liegende nicht das Recht seinen Bedrucker zu beißen?“ Er bedenke diese Worte — und ob der Boden Italiens, besonders der fremde Boden der neuen Provinzen, ihm — heute seinem schlimmsten Bedrucker — sie ihm nicht noch einmal zurufen und betätigen wird! Denn sein Verrat an der Menschlichkeit ist gründlich.

Die Großmauligkeit ist eine Fähigkeit von Gewicht für den maßlos Machtsüchtigen, der beständig der Maskierung für die Beweggründe seines Tuns bedarf. So finden wir in den Reden des Emporkömmlings Aussprüche wie diese: „Wir sind auch konservativ, denn in der alten Zivilisation des Westens gibt es verschiedenes, was konserviert werden muß, so die Freiheit des Individuums, die Freiheit des Geistes, der nicht allein von Brot lebt.“ Oder auch: „Alles, was das italienische Volk groß macht, findet in mir einen Förderer, und alles, was das italienische Volk erniedrigt, verunstaltet und befleckt, wird in mir einen Gegner finden.“ Natürlich geht in solchen Aussprüchen die Lüge um, und die Wahrheit müßte darauf aufmerksam machen, daß mit dem Volke der Duce sich meint und jene fördern will, die ihn groß finden — und bekämpfen, die sich ihm nicht beugen. Und was die notwendige Konservierung der Freiheit des Individuums und der Freiheit des Geistes, der nicht vom Brot allein lebt, betrifft, so wäre zu sagen, daß diese Freiheiten zu betätigen heute, unter der Diktatur dessen, der ihre Konservierung verlangt hat, geradezu als Verbrechen angesehen werden würde, das wiederum Gefängnis oder Konfinierung nach sich zöge. Darum darf mit Recht behauptet werden, daß das Gewaltregime des Faschismus, das heute das traditionell freie Italien zum übelsten Polizeistaat Europas macht, das italienische Volk erniedrigt, verunstaltet und befleckt, und daß darum dieses Regime in seinem Schöpfer auch seinen Gegner finden müßte, wenn die Worte des Emporkömmlings nicht Lüge wären. Aber daran denkt dieser angebliche „Retter seines Volkes“ nicht; er versucht vielmehr dem Volke den Glauben aufzuzwingen, daß er es erst groß mache.

Im Sinne seines Hervorrufers wendet sich der Faschismus gegen die Herrschaft der Demokratie und knüpft angeblich wieder an das Leben des Individuums an. So war die Neuheit, die Mussolini verkündete, um seine Herrschsucht rascher zum Ziele zu führen: „Der Weltkrieg, dieser demokratische Krieg par excellence

hat ein Jahrhundert der Antidemokratie eingeleitet. Das 19. Jahrhundert war von dem Wort ‚Alle‘, dem Schlachtruf der Demokratie, erfüllt. Jetzt ist es an der Zeit zu sagen: Wenige und Auserwählte! Wir befinden uns in einer klassischen Wiederanknüpfung, das Leben kehrt zum Individuum zurück.“ Der Platttheit des Vorgebrachten tut es keinen Eintrag, daß diese Wiederanknüpfung für Italien so zu verstehen ist, daß das Sicheinfügen dem Gewaltregime des Machthabers auch dessen Anerkennung für den beflissenen Untertanen als Individuum mit sich bringt. Und der Wortköder „Wenige und Auserwählte!“ ist wirklich eine respektable Umgestaltung, um mit ihm möglichst Viele zu gewinnen. Wesentlich aber tritt auch hier aus den Worten des Emporkömmlings das Unwahre und Vortäuschende hervor, denn die Demokratie, als Ausdruck des Volkswillens, strebte sicher in keinem Staate den Weltkrieg an. Daß dieser Kriegshetzer, der selber zu fühlen bekam, wie sehr das Volk in Italien gegen den Krieg war, diesen heute demokratisch, und zwar mit dem Beigeschmack der Verurteilung, nennen — und sich als Repräsentant der Antidemokratie aufspielen darf, der nun Europa bewahren hilft „vor jenem schrecklichen Ende, das unvermeidlich gewesen wäre, wenn die Demokratie weiter gewütet hätte“, macht die geistige Verwahrlosung — ja Verblendung wahrnehmbar, von der die ganze Atmosphäre erfüllt ist, die den Aufstieg des Emporkömmlings ermöglicht hat. Einer, der zu diesem Wüten unredlich das Seine übermäßig beigetragen hat, nennt es jetzt demokratisch, woraus die betörte und beduselte Hörschaft folgern soll, daß das neue Regime Gegensätzliches zum Wüten — also Frieden und Segen erbringen müsse. Wie weit Italien heute vom Frieden entfernt ist, aber zeigt die Erziehung zum Krieg, die von diesem Regime proklamiert wird, dessen Gewälttätigkeit jeder am eigenen Leibe zu verspüren bekommen kann, wenn er den Mut hat offen zu reden; und von dem Segen, den seine Antidemokratie ausübt, sagen die Verwünschungen aus, ausgestoßen von Frauen und Bräuten der zahllosen Verhafteten und Konfinierten, erzählen in den neuen fremdsprachigen Provinzen die Flüche der vielen vielen Mütter, die wehrlos zusehen müssen, wie ihre Kinder in der niederträchtigsten Weise der Muttersprache entfremdet werden. Diese politische Wäsche über Demokratie und Antidemokratie, die den Geistesgehalt an dem Emporkömmling bekunden soll, ist doch wiederum nur für den Gimpelfang ausgebreitet. Zu sprechen wäre von einer Regierung der Mehrheit und einer absolutistischen, die beide gut aber auch gründlich schlecht sein können; in Hinsicht auf die große Seltenheit des Vorhandenseins eines wahrhaft Guten aber bleibt in Geltung, daß die Regierung einer Mehrheit

das Bessere zu sein verspricht als eine diktatorische, und zwar darum, weil in jener durch die notwendige Einigung der Meinungen einer Mehrheit das Regieren weniger verwirklicht und dadurch dem schlechten Regieren bereits Einhalt getan wird. Eine Mehrheitsregierung wie die parlamentarische muß nicht demokratisch sein; Volksvertreter können sich auch als Volksverräter erweisen. Die vorbildliche Regierung jedoch kann nur die absolutistische sein; aber um die vorbildliche und nicht die verwerflichste zu sein hat diese Regierung zur Voraussetzung, daß, wer sie ausübt, vorbildlicher Regent sein muß, — und das Kennzeichen dieser Vorbildlichkeit ist, daß eine solche Regentschaft nicht gespürt wird. „Die starke Hand“, von der Deutschland unter Wilhelm II. etwas abbekommen hat, und die sich heute in Italien mehr als geballte Faust fühlbar macht, ist der strikte Gegensatz zu dieser vorbildlichen Regierung. Der „Taoteking“, das chinesische Weisheitsbuch, sagt über den höchsten Herrschertyp, der allein eine solche Regierung verwirklicht, wie auch über die Merkmale der abfallenden Regierungen also aus:

„Die vollkommenen Herrscher werden als Herrscher nicht gespürt.

Weniger Vollkommene werden geliebt und gelobt.

Mindere werden gefürchtet.

Noch Mindere werden mißachtet. —

Erst wo Höherem vertraut wird, sammelt sich das Vertrauen.

Wortkarg aus Wortwertung fand bei jenen das Werk Erfüllung:

Und das Volk glaubte sich selbtherrschend.“

Demnach erwiese sich die vorbildliche absolutistische Regierung auch als die allerdemokratischste.

Nun wird niemand behaupten wollen, daß der Faschismus sich jemals so auswirke oder ausgewirkt habe, daß wer, außer er selbst, — sei es der Einzelne oder das Volk — sich selbtherrschend glaubt. Vielmehr wäre zu sagen, daß der faschistische Staat an Verordnungsdiarrhöe leidet, so ohne Unterlaß gehen Dekrete und Erlässe ab, die sich mit Weisungen für das Verhalten des Einzelnen wie des Volkes befassen und selbst das Privatleben der Kontrolle aussetzen. Ja, man muß sich fragen, ob es nicht noch so weit kommt, daß auch für die Verrichtung der Notdurft Vorschriften aufkommen. Die Gegensätzlichkeit der faschistischen Regierung zur vorbildlich diktatorischen ist somit ihrer Auswirkung nach völlig erwiesen. Auch Wortkargheit wird dem Emporkömmling, der sich als redesüchtig übergeneigt

gezeigt hat, niemand nachsagen können, und sein Wortschwall, von maßloser Ueberhebung gespeist, berührt nach den Tafelreden des zweiten Wilhelm auch nur mehr wie eine zweite Auflage des Wahns eines Zerschmetterers. Aber was für jenen, als Sprößling einer Dynastie, höchst unbillig war, ist an diesem, der aus dem Volke hervorgegangen ist, verwerflich.

In Anbetracht des Kultus, der mit dem Duce in Italien getrieben wird und bereits in alle Schichten der Bevölkerung eingedrungen ist, könnte nun gesagt werden: „Gut, zu den vollkommenen Herrschern gehört der Mann nicht, aber doch zu den weniger Vollkommenen, die geliebt und gelobt werden.“

Jawohl in der Oeffentlichkeit und auf dem Markte, weil der Ducekult in das Regierungssystem aufgenommen ist und von der bezahlten und abhängigen Presse unterhalten wird, die sich als Lügenmaul ungehemmt freien Lauf lassen kann, da ihr oberster Chef zugleich das Regierungsoberhaupt ist, das jede gegenteilige öffentliche Meinung mit brutaler Gewalt unterdrückt. Darum: wo er wirklich gekannt und erkannt worden ist und freie Rede noch waltet, wird der Emporkömmling weder geliebt noch gelobt. Die Frauenzimmerliebe, die ihm in der eigenen „Lebensgeschichte“, wie in der eigenen Presse zuteil wird, ist nicht die Liebe, die das Volk mit dem Herrscher verbindet, dessen Herrschaft nicht — oder nur wohltuend gespürt wird. Und vom Wert des Lobes sagt der Umstand aus, daß jeder Tadel mit Verhaftung oder Mißhandlung bestraft wird. Sehen wir nun nach Giacomo Matteotti, als dem wahrhaft edlen und mutigen Vertreter des Volkes, so gewahren wir, daß seine Wertung des Duce nur Mißachtung — nicht einmal Furcht war, und zwar Mißachtung, die Begründung hatte und argumentiert werden konnte; sie ergab zweifellos auch die Einleitung zur Beseitigung dieses wahren Volkstribunen. Es qualifiziert den Emporkömmling als zu den „noch Minderen“ (Herrschern) gehörig, wobei das noch nicht lange und nicht oft genug betont werden kann. Ja ich und wohl auch alle jene, die in den fremdsprachigen neuen Provinzen ihre redliche Denkart unter dem Gewaltregime noch nicht eingebüßt haben, wir müßten bekennen, daß wir den Emporkömmling nicht nur mißachten, sondern geradezu verabscheuen, eben seines brutalen und gewissenlosen Gewaltregimes wegen, das vom Standpunkt der reinen Menschlichkeit unbedingt verwerflich ist.



Der Herrscher- und Führertyp, den Mussolini verkörpert, ist vom Standpunkt der Menschlichkeit verabscheuungswürdig. Das steht fest, auch wenn der Emporkömmling vom echten nationalistischen und nur um seinen Besitz und sein Wohleben besorgten Bourgeois noch so sehr glorifiziert wird. Es kann seinen völligen Mangel der wesentlichsten Beschaffenheit eines tauglichen Regierungsoberhauptes, die darin besteht, einem Höheren zu vertrauen und untertan zu sein, nicht abhelfen. Worauf er vertraut, zeigt sein Ausspruch: „Ich ziehe eine Macht von fünfhunderttausend Gewehren der Zustimmung von fünf Millionen Menschen vor“, womit zweifellos doch dem Niedersten anstatt einem Höheren vertraut ist. Es gibt die beste Illustration seines wahren Verhältnisses zum Volke wie auch des wahren Wesens des Faschismus, der eine Partei- und Gewaltregierung ist und an dem sich der Wahlspruch „Wenige und Auserwählte“ wie ein Auge unter eine Faust gestellt ausnimmt und wiederum nur zeigt, wie sehr er die Verkleidung und Vortäuschung nötig hat. So entbehrt er auch gänzlich des Vertrauens seitens der noch redlich denkenden und besserer Gesinnung zugänglichen Menschen, die freilich niemals in der Überzahl sein werden.

Die Brutalität der Gesinnung des Emporkömmlings, die sich jedoch erst äußert, wenn er Anhang um sich sieht, zeigt sich in den Worten, mit denen er Mitte Mai, mit d'Annunzio im Bunde, zum Kriege anfeuerte: „Was mich anbelangt, bin ich immer fester davon überzeugt, daß man zum Heil Italiens ein Dutzend Abgeordnete erschießen müßte, in den Rücken erschießen, sage ich, und ebenso mindestens ein paar Exminister ins Zuchthaus schicken.“ Und die Ehre des Vaterlandes sah dieser Unhold plötzlich nach der ersten Schlappe, die Deutschland erlitten hatte, in dem Eintreten in den Krieg gegen die Zentralmächte, wiewohl Italien bis zum Ausbruch des Krieges mit diesen im Bunde war. Und das Verbleiben außerhalb der „großen kriegerischen Weltgeschehnisse“, was einem Reiche und Volke immer zum Heile gereicht und für die hohe Befähigung einer Regierung spricht, erklärt er für Feigheit. Und als die Schweizerregierung anlässlich der bewaffneten Aktion gegen Corfu (die Mussolini ausrüstete und mit der er sich immer noch brüstet, wiewohl die Bemanning auch aus alten Weibern mit Strickzeug hätte bestehen können, um zu erreichen, was ihm von vornherein gesichert war durch sein Verhältnis zu den Alliierten und das angebliche Verbrechen der Griechen) Einspruch

erhob, gab er ihr zu wissen: „Ich kann nicht zulassen, daß ein Volk, das seit sieben Jahrhunderten nicht mehr kämpfte, in Ehrensachen über ein Volk urteilt, das in vier Jahren 600.000 Tote und 400.000 Verwundete für seine Ehre opferte“ — so berichtet die Sarfatti. „Für seine — des Volkes Ehre!“ und dieser Ausspruch des Wahns soll dem, der ihn getan hat, noch zur Ehre und zum Lobe gereichen!

Geschlagenes Volk, das solches glaubt und nicht bedenkt, was dem zugrunde liegen mag, daß einer, der über Nacht zum Kriegshetzer geworden ist und von diesem Zeitpunkt an als Leiter einer Zeitung das Eintreten in den Krieg zu einer Ehrensache des Vaterlandes gemacht hat, nun auch die Million an Toten und Verwundeten, die der Krieg gefordert hat, als Opfergabe hinstellt, die das Volk für seine Ehre dargebracht hat. Ja, gereicht es wirklich einem Volke zur Ehre, einem Kriegshetzer Folge zu leisten und ohne dringende Notwendigkeit eine Neutralität aufzugeben, die, eingehalten, zum mindesten davor bewahrt, daß das Volk der großen Versündigung gegen ein Urgebot verfällt, indem es mittut im Menschenlebenvernichten? Zudem ist zu fragen: wiegt, was Italien gewonnen hat, wirklich die 600.000 jungen Toten und die 400.000 Verwundeten auf? Und ist das Gerede von dem Opfer für die Ehre des Volkes zuletzt nicht eitel Blendwerk, hinter dem sich nur eine Anschauung verbirgt, die die Menschen als Menschenmaterial wertet? Ich entnehme die Bestätigung, daß dem wirklich so ist, wiederum der „Lebensgeschichte“ unseres Helden, aus der er schließlich — ob gewollt oder nicht — doch nur als ein Journalist hervorgeht, an dem Gewissenlosigkeit das Führende ist. So hören wir berichtet: „Der Journalismus“, bestätigt der Journalist Mussolini, der sich nie ganz von seinem Beruf loslöste, „der Journalismus hat meinen Geist gebildet, der Journalismus hat mich dazu gebracht, das Menschenmaterial, mit dem man Politik macht, kennenzulernen . . . Der Journalismus hat mir eine gewisse Ausdauer im Arbeiten anezogen, denn das Regieren ist ja nichts Transzendentes, wie mancher meint, es ist nur eine Mühe, man muß täglich zehn bis zwölf Stunden am Schreibtisch sitzen.“ Wenn man aber aufsteht, um mit einer Rede dem Regieren nachzuhelfen, nennt man das Menschenmaterial, mit dem man Politik macht, immer „dieses wunderbare italienische Volk“.

Und zu einem „ihn besuchenden“ Journalisten sagte dieser Pressehäuptling, der oft nicht zu wissen scheint, was er schwätzt: „Ihr wißt, daß ich den Journalismus hochachte und ich habe es auch bewiesen.“ Gewiß, indem er gleich am ersten Tage, als

sein Anhang funktionierte, „die Redaktionen der gegnerischen Zeitungen in Rom und in der Provinz besetzen ließ“ und noch immer alle gegnerische Presse in der gewalttätigsten Weise bekämpfen läßt. Jenem Journalisten aber sagte er noch: „Teilnahmsvoll und brüderlich gebe ich euch den Rat, recht mutig zu sein, denn wenn auch nicht in eurem Tornister, so kann doch in eurer Redaktionsmappe der Marschallstab liegen.“ So hört man ausgeschwätzt von einem Zeitungsobersten, was in Zeitungs-lügen alles liegen kann! Dafür wird diesem Menschen von einer befreundeten Zeitung noch in den Kopf gesetzt, „sich als geheiligt zu betrachten“.

Wie macht sich doch überall Versauung und Bestechlichkeit in der Gesinnung bemerkbar! Auch die der deutschen Ausgabe des Buches vorgedruckte Anpreisung scheut nicht die Lüge, von dem Emporkömmling zu sagen, daß er „vor allem ein echter, urwüchsiger Mensch“ ist. Ja, aber erst wenn Verstellung, Lüge, Heuchelei und brutale Gewalttätigkeit im Dienste einer wahnwitzigen Ruhmsucht und Machtgier den echten, urwüchsigen Menschen ausmachen. Und wie albern zu sagen, daß „auch dem deutschen Geistesleben ein großes Verdienst an der Entwicklung dieses merkwürdigen Mannes zukommt“, wo doch sein ganzes Verhalten, auch die Handhabung seiner Diktatur dafür spricht, daß weder das deutsche noch sonst ein Geistesleben in diesen Ungeist je wesentlich eingedrungen ist.

Soviel wir bis jetzt aus der „Lebensgeschichte“ gehört haben, weist ihr Held keine besonders mutige Veranlagung auf. Das scheint die Sarfatti nicht dulden zu wollen, umsoweniger, als in den intimen Mitteilungen der Angelika Balabanoff von einer angeborenen Feigheit Mussolinis die Rede ist. Nun erzählt die Duceverehrerin einen „Vorfall aus jener Zeit, wo er sich auf die Pilotenprüfung vorbereitete“. Die Sache ging schief und endete mit einem Absturz, den der Mann, befragt, wiederum also heroisch von sich abtut: „Es ist nichts passiert. Nur ein Sprung von vierzig Metern. Das Bein schmerzt etwas, aber es ist nicht gebrochen.“ Und später sagt er: „Das Leben ist doch schön. Es ist wert aufs Spiel gesetzt zu werden.“ Noch später nahm er das „Wort von Friedrich Nietzsche ‚Lebe gefährlich‘ als einen vorbildlichen Wahlspruch für sich und den Faschismus an“. Schließlich wird noch behauptet: „Eines kann man von ihm mit Sicherheit, ohne Einschränkung sagen: er liebt die Gefahr. Feigheit gegenüber zeigt er eine fast körperliche Unduldsamkeit.“ Als Argument für diese Behauptung gilt der Sarfatti sein Spiel „mit der stolzen rotblonden Löwin, die ihm einst als kleines

Löwenbaby geschenkt wurde. Er taufte sie auf den Namen Italia und hielt sie, solange sie noch klein war, in einem Kämmerchen neben seinem Arbeitszimmer. Später brachte er sie im Zoologischen Garten in Rom unter“. Der Direktor soll ihn „einstmals aus Furcht vor Verantwortung“ gewarnt haben, „in den Käfig zu gehen. Aber er ließ keine Furcht gelten und spielte auch weiterhin, glücklich wie ein Kind, mit dieser Katzenschönheit“. (Als Beweis bringt das Buch eine Photographie, die Mussolini im Käfig, die junge Löwin liebkosend, darstellt. Die Pose ist gut. Man fühlt förmlich das: „So — jetzt!“ des Photographen und sieht, dass die Aufnahme geglückt ist.) In der Freiheit, den Menschen gegenüber, scheint jedoch dieser Wagemut an ihm gänzlich zu versagen. Ein Bericht, englischen Zeitungen entnommen, sagt darüber aus: „Geraume Zeit, bevor der Duce eine Fahrt im Auto antritt, wird der gesamte Verkehr in den Straßen gesperrt. Niemand darf auf dem Bürgersteig stehen bleiben; Hunderte von Kriminalbeamten, Detektiven und Karabinieri sind aufgeboten, um die Straßen zu bewachen. Das Auto Mussolinis durchrast sie mit höchster Geschwindigkeit. Äußerlich trägt dieses Auto keinerlei besondere Merkmale. Und doch hat es an Stelle der Glasfenster dicke Glimmertafeln, sodaß die Bombe Lucettis fast keine Spuren hinterließ. Wie Mussolini in ständiger Todesangst lebt, beweist nicht zuletzt seine etwas ungewöhnliche Kleidung. Er trägt ein Panzerhemd, daß ihm ein lombardischer Feinschmied zum Geschenk machte, und das garantiert gegen jeden Dolchstich schützt. Auch der Hutmacher Fabrizio in Rom könnte unter vier Augen mitteilen, daß alle Kopfbedeckungen des Duce mit einer kugelsicheren Stahleinlage versehen sind. So erscheint Mussolini bei allen öffentlichen Kundgebungen immer mit einer Kopfbedeckung.“

Dieses Verhalten, das ihm sein schlechtes Gewissen auferlegt, zeigt sein wahres Verhältnis zum Volke, das er gründlich betrügt und irreführt, und illustriert den konkreten Wert der Vergötterung, die ihm angeblich überall zuteil wird, wo seine schändliche Lügenpresse herrscht, in Macht gehalten von fünfhunderttausend Gewehren, und trotzdem nicht verhindern kann, daß sich der Vergötterte gezwungen fühlt, sich beständig wie in einem Käfig zu halten.

Armes Italien, das der Führung und Herrschaft eines solchen Wahnmenschen verfallen ist! Ich werde der letzte sein, der dem Glauben huldigt, daß in der italienischen Jugend von heute geistige Empfänglichkeit und redliche Gesinnung völlig ausgestorben sind, auch wenn ich die Jugend zum großen Teile als

Anhänger des Faschismus sehe. Wenn ich nun an einen Faschismus auch nicht glaube, weil er in Wirklichkeit ein Wahn ist, der sich beständig wandelt, je nachdem der Emporkömmling einer Stütze für seine Machtstellung oder für deren Höherbetreibung bedarf, — im Hinblick auf das Vorhandensein seiner redlich begeisterten und idealistischen Anhänger — mag ihre Zahl noch so klein sein — bedeutet, was man Faschismus nennt, im Grunde ein gründliches Irreführtsein, als sich herleitend aus einer Gefolgschaft, die einen Menschen zum Führer erkoren hat, der selbst einen Führer am nötigsten hätte und nicht annähernd die Beschaffenheit aufweist, mit der ihn der Glaube an ihn bedacht hat. Der Krieg, den man künstlich übermäßig zu einem Sieg, der er nicht war, aufgebauscht hat, um die übervielen Opfer durch das Ergebnis einigermaßen aufgewogen zu sehen, hat die Anziehungskraft des Köders, den der Journalist Mussolini auswarf, indem er an die Verpflichtung der Sieger zu weiterem Raubausbau des Sieges appellierte in Anbetracht der gebrachten Opfer, bedeutend verstärkt. Es war ein Appellieren an die von jeher schwächste Seite der Menschen, an das ihnen innewohnende Hochhinauswollen, dem man jetzt nach dem verlautbarten Sieg mit seiner vermeintlichen Verpflichtung doppelt zugänglich war. Wer mochte und konnte da soweit sehen, daß es diesem brennend herrschsüchtigen Menschen nur darum zu tun war, sich eine Machtstellung zu erringen und alles andere nur Mittel zu diesem Zweck war? Dem gewissenlosen Journalisten kam wohl auch zustatten, daß in Italien die Presse noch ein besseres Ansehen genoß und auch mehr Einfluß ausübte als in andern Staaten, wohl weil in ihr auch öfter eine redlichere Gesinnung zu Worte kam. Das lügnerische Großmaul Mussolini hat der italienischen Presse wirklich erst die gründliche Verlogenheit beigebracht, die sie heute in unbeschränkter Weise ausübt als eine Macht, die über „fünfhunderttausend Gewehre“ verfügt. Das ist die Wandlung die die Presse in Italien gegen das Recht der freien Meinungsäußerung der Presse durchgemacht hat. Auf die Macht der Presse hat Mussolini, der Journalist in seiner ganzen Gewissenlosigkeit, wohl schon vor dem Kriege gebaut. Zugleich erkannte er die noch vielfach vorhandene Naivität und Lenkbarkeit des italienischen Volkes. So wartete er den Zeitpunkt ab, wo er sich der Macht der Presse ganz in seinem Sinne bedienen konnte; im Lager der sozialistischen Partei ging das nicht. Aber als die Alliierten gegen die Zentralmächte die ersten wesentlichen Erfolge erzielten, konnte er auch mit Aussicht auf Erfolg, sich seiner Partei entwinden. Er gründete nun seine eigene Zeitung „Popolo d'Italia“, ein Lügen- und Hetzblatt von der ersten Stunde seiner Existenz

an, das auch sofort Lüge und Hetze in großem Format betrieb. (Ohne zu wissen, wer das Blatt schrieb, habe ich schon im Mai 1915 den „Popolo d'Italia“, seiner maßlosen Hetze wegen als lügnerisches Großmaul bezeichnet.) Das große Format wurde ausschlaggebend für die Betätigung des Emporkömmlings. Es mußte alles möglichst groß erscheinen, dabei hintergründig, nationalistisch und idealisiert, auch die Lüge. Dann war ihm auch das zu wenig. Denn Lügen haben kurze Beine — sagt ein Sprichwort — und konnten widerlegt werden. Das öffentliche Widerlegen und Widersprechen aber mußte aufhören; seine Presse sollte für sein unbeschränktes Inmachtsein und -bleiben ungestört arbeiten können. Das wäre erst ganze Macht. Es erbrachte dem Journalisten und Gewaltmenschen den ihm würdigen Einfall, die ganze Presse gewaltsam zu seiner Presse zu machen. Was nicht Folge leistete, ist abgeschafft, und so auch jeder öffentliche Widerspruch und jede Widerlegung gründlich beseitigt. Der Regierungschef ist zugleich der allgemeine Pressechef und die Macht der Presse erscheint zugleich als Militärmacht. Die Miliz hat für sie einzutreten und für ihre Festigung und Ausbreitung zu sorgen. Das ist die Tat, durch die sich der Faschismus hält. Es erklärt auch, warum der Duce eine Macht von fünfhunderttausend Gewehren der Zustimmung von fünf Millionen Menschen vorzieht — vorziehen muß. Über diese seine wohlbestellte Presse wird die Regierungskontrolle von den Präfekten gehandhabt; sie haben die geheim zu haltenden Mitteilungen an die Tageszeitungen weiter zu geben.

Von den Anordnungen solcher Art, „für deren Zuverlässigkeit“ gebürgt wird seitens der Berichterstatlerin, der Zeitung „Südtirol“, zitiere ich die folgenden:

„Es ist verboten, irgend eine noch so kleine Andeutung auf das vom indischen Dichter Tagore der „Neuen Freien Presse“ in Wien gewährte Interview zu machen.“

„Es ist verboten, über die nach dem Attentat Lucettis vorgefallenen Zwischenfälle zu berichten.“

„Es ist verboten, irgend etwas über die Unterschlagung von 200.000 Lire zu melden, die ein faschistischer Advokat begangen hat.“

„Befehl des Regierungschefs, jede Polemik mit der französischen Presse einzustellen.“ (Woraus hervorgeht, daß die wütenden Ausfälle der italienischen Presse gegen Frankreich auch der Regierungschef verordnet hat.)

„Es ist verboten der Abdruck eines von einer Londoner Intellektuellengruppe herausgegebenen Manifestes, das die Beseitigung der Zwangsaushebung bezweckt.“

„Nicht das Geringste darf über die Reise des Premierministers angekündigt werden.“

„Es ist verboten etwas über die von italienischen Soldaten in den Hotels von Meran verübten Diebstähle zu veröffentlichen.“

„Es ist verboten, den Brief des Abgeordneten der katholischen Volkspartei De Gasperi, in dem er die Veröffentlichungen der Agentur Stefani dementiert, zu veröffentlichen.“

(Diese hatte die Meldung verbreitet, De Gasperi habe die Verdienstlichkeit des Faschismus anerkannt.)

Die Worte des Duce, „die Opposition haben wir zertrümmert“, ist im obigen Sinne zu verstehen, wenn sie auch mehr der Kammer gegenüber als gesprochen erscheinen sollen, weil sich der Mann die Gunst der Auslandspresse doch nicht verschmerzen will und darum — wie wir gehört haben — ja auch versichert, daß er den Journalismus hochachtet. Der Betrug, in den er sich selber immer mehr verwebt, nötigt ihn, so haltloses Zeug zu reden. In Wirklichkeit macht sich jene Zertrümmerung als die gewollte Vernichtung des ursprünglichen Sinnes der Presse, als der Vertreterin des freien Wortes, geltend. In Anbetracht der allgemeinen Korruption, der die Presse verfallen ist, könnte eine Zertrümmerung ihrer Macht gewiß Gutes an sich haben. Aber hier liegt der Fall verkehrt: Gerade die Korruption der Presse wird in gröblichster Weise verstärkt, und zwar notwendig auf Kosten des ursprünglichen Sinnes der Macht der Presse, die die Macht des freien Wortes hätte sein sollen, des Wortes, das auch eine Tat ist und nicht untergeht mit dem, von dem es gesagt ist. Die Tat des Faschismus ist — geistig gesehen — eine reaktionäre Untat „par excellence“, die nur mehr einer korrupten Presse Raum gibt, indem dieser nicht mehr das Wort, sondern die rohe Gewalt, die hinter dem Wort Wache steht, die Macht sichert. Wie turmhoch überlegen steht doch der alte italienische Liberalismus da gegenüber dieser neuen reaktionären Schöpfung eines krankhaft machtgerigen Ungeistes, die eigentlich eine Kulturschande ist. Die faschistische Presse, die nun auch pilzartig aus solchem Boden aufschießt, bewahrt ihre Anonymität und ist militärisch gestützt; so muß sie einerseits zum Tummelplatz von Speichelleckern, Günstlingen, macht- und ehrsüchtigen Strebern gemeinster Art werden, anderseits aber auch dem Regierungschef volle Gelegenheit geben, jedes Beliebige, auch die schlimmsten Lügen und die eigene Vergötterung unbeanstündet in Umlauf zu setzen, die Fühler für sein wachsendes Machtbegehren in der verschiedensten Weise auszustrecken und wieder zurückzuziehen, und gemachte Vorstöße, die sich als verfrüht oder als unzutunlich oder als zu gewagt erwiesen hatten, von sich abzuwälzen und nur der Ungeschicklichkeit seiner Untergebenen zuzuschreiben. (Hier verweise ich nochmals auf den Mord an Giacomo Matteotti, dessen Hauptmörder Dumini zur nächsten Umgebung des Duce gehörte. Selbst die Sarfatti spricht von „der

Schandtat an Matteotti“, enthält sich jedoch jeder weiteren Bemerkung. Wie erklärt sich das? Wie kommt es, daß die Schandtäter mit der Untersuchungshaft auch die Strafe abgessen hatten? Darüber müßte die Frau berichten, die den Duce als einen Ausbund der Gerechtigkeit hinstellt.)

Die gesamte Presse — soweit sie sich rühren darf — ist heute faschistisch, der Pressechef auch der Regierungschef, sein Name Mussolini: sollte der Mann da nicht mutig sein. So hatten seine Worte inmitten seines großen Anhanges schon vor Jahren eine hochverräterische Note, er sagte: „Wir sind in einem gewissen Sinn Republikaner, weil wir einen Monarchen vor uns sehen, der nicht genug Monarch ist. Warum muß alles immer grau, mittelmäßig und nivelliert sein?“ Damals verlangte er, nach dem Bericht der Sarfatti, nur „fünf Jahre Ruhe, um ungestört arbeiten zu können“ und „erhob scharfe Vorwürfe gegen gewisse Faschisten, die aus einer gegen jede Tyrannei gerichteten Freiheitsbewegung durch ihre nicht zu dulddenden Gewaltakte eine neue Tyrannenherrschaft zu machen drohten“. Einer, der schon als Kind Freude am Terrorisieren hatte und dem mit dem Machtwahn auch der schlimmste Tyrann im faulen Blute steckt, spricht so. Und heute ist seine Rede noch ungleich mutiger. So spricht er von nur 698 politischen Verbrechern, die konfiniert wurden und für die vor dem Jahre 1932 auf eine Amnestie nicht zu rechnen sei. Zu diesen Verbrechern rechnet er auch jene, die aus natürlichstem Pflichtgefühl es sich nicht nehmen ließen, ihre Kinder auch in der Muttersprache unterrichten zu lassen. Seinem Machtwahn verfallen, erkennt der Unhold nicht mehr, daß, falls ein Erlaß wirklich vorhanden ist, der den Kindern jeden Unterricht in der Muttersprache verbietet, der Erlasser der Verbrecher ist und der Übertreter der Verdienstvolle, und daß dies zu gelten hat für alle Zeiten und alle Völker, in denen, was den Menschen erst zum Menschen macht, noch nicht vollständig getilgt ist.

Für den Redeschwall des tückischen Großmauls ist die Lüge als Speisung unerläßlich. So befähigt der Glaube nicht annähernd, Berge zu versetzen, wie der Lügengustrom diesen Mann zum Verkehren der Tatsachen in ihr Gegenteil. So erfindet er eine gewaltsame Verdeutschung meiner Vaterstadt Bozen und des Trentino, wohingegen gerade in diesem Punkte das alte Österreich, dem ich sonst nichts zu Lob reden möchte, eine Duldsamkeit entfaltet, die, im Vergleich zum faschistischen Gewaltregime dem Südtiroler-Deutschtum gegenüber, beinahe paradiesisch genannt werden könnte. Unglaublich anmaßend und mit einem Unterton, der ein Fühlerausstrecken hörbar macht, das von den

Kreisen der Dynastie nicht überhört werden dürfte, machen sich die Worte geltend: „Ich muß mir die Aufgabe, das italienische Volk zu regieren noch für zehn oder fünfzehn Jahre sichern. Dies ist notwendig. Mein Nachfolger ist noch nicht geboren. Die bewaffneten Kräfte der Nation müssen auf den Zustand höchster Bereitschaft gebracht werden.“ Ja, hat den Italien nicht eine Dynastie? Ist nicht ein Kronprinz da, und ist es denn notwendig, daß der repräsentierende Monarch immer so dulddend verbleibt, daß plebejischer Cäsarenwahn auch den Regierungsnachfolger bestimmen darf? Savoyen erwache doch! An dem Bau der Einheit Italiens war doch das Haus Savoyen und kein Mussolini verdienstvoll beteiligt. Zudem war der König nie Kriegshetzer. Und behauptet kann werden: daß, wenn Deutschland anstatt Wilhelm II. einen Herrscher von der Veranlagung dieses Königs gehabt hätte, es niemals so vielem Unheil ausgesetzt worden wäre. Wie soll jetzt dem viel schwächeren Italien ein Emporkömmling Heil bringen, der alle üblen Eigenschaften des zweiten Wilhelms verstärkt in sich trägt und mit ungleich weniger Berechtigung? Die Machtidee enthält Gift, die in diesem größenwahwitzigen Gehirn sich auswirkt. Jetzt will der Diktator auch unfruchtbare Ehen besteuern, denn Geld hat er nie genug; aber weit schlimmer ist: er braucht Menschen, die herangereift, sich als Menschenmaterial abschlachten lassen sollen, um seinen imperialistischen Machtwahn zu verwirklichen.

Wie erbost Mussolini auf alles ist, das seinen Machtwahn irgendwie nicht zu bejahen scheint, zeigt sein Zorn auf Cicero. So hörte er einmal einen Cicerone einer Gruppe Amerikaner erklären: „Markus Tullius Cicero, der unsterbliche Tribun, der Retter der Republik.“ Es reizte den Emporkömmling zum Ausfall: „Cicero, eine nette Sache. Ein sehr berühmter Redner von der Art wie Angelo Brofferio und Felice Cavallotti. Der gleiche Typ der Geistigkeit, des undisziplinierten aufrührerischen Redners, des verleumderischen Wortemachers.“ Der Machthaber Mussolini hätte auch Cicero, als verleumderischen Wortemacher, sicher zum mindesten konfinieren lassen, wenn sie Zeitgenossen gewesen wären; aber im Römerreich wäre dieser verunstaltete Preuße mit seinem feilen Katholizismus wahrlich nicht hochgekommen. Dieses Hochkommen ermöglichte erst der Mangel aller besseren Energien in einem irreführten Volke, dem wohl das nicht gerechtfertigte Eintreten in den Krieg eben weitere schlimme Auswirkungen auferlegt, die vorerst auch nicht ein Ende nehmen werden, weil die Regierung eines vom Machtwahn Besessenen immer noch mehr der Gewaltanwendung bedürfen wird.

Wahnverwandtschaft läßt die Sarfatti sagen: „Der Mann der Tat weiß, daß das Wort eine Tat ist; die Tat ‚an sich‘: das schöpferische Wort!“ Das hat sie Dostojewski entlehnt, der eben wußte, was der Mann der Gewalttat nicht weiß und die Lobrednerin lügt, die den Gewaltmenschen mit leuchtenden Augen und „in einer Art mystischer Andacht“ auch sagen läßt: „Dante ist groß. Dante erfaßte, was viele Schriftsteller nicht wissen: daß Worte lebendige Geschöpfe sind. — Wenn ich schreibe ‚Sterne‘, so sind diese Buchstaben keine toten leblosen Zeichen. Sie bilden zusammen eine organische Substanz. Das Wort ist eine magische Lebenserscheinung.“ Das tischt dieser Nachäffer und Nachredner, der sich, wenn er Dante kopiert, wie ein Clown ausnimmt, als seinen Einfall auf und ist doch wesentlich Karl Kraus entnommen und mit Worten über Dante verbunden worden, um es besser als eigenes Wachstum ausgeben zu können. Auch Mussolinis Worte über „die Männer mit dem Bart“ sind Karl Kraus nachgesprochen, von dem er sicher gehört hat, da man Kraus auch im faschistischen Italien kennt. So hören wir, daß der Duce „in fast abergläubischer Weise die veralteten monumentalen Bärte, diese falschen äußeren Verhüllungen, mit denen sich die oberflächliche Dummheit brüstet“, verabscheut. „Wenn er einen solchen Bart sah“ — sagt die Sarfatti — „verfinsterte sich sein Gesicht“. Wie oft sich doch diese Diktatorvisage verfinstert! Die massenhaften Verhaftungen und Konfinierungen, die das Dasein vieler Mitmenschen trüben und finster machen, aber scheint den Sinn dieses Unholds, der beständig Gewalt übt und sogar mit einer Luftflotte droht, „die die Sonne verfinstern soll“, zu erhellen. Darum nochmals: Armes Italien, welcher Verfinsterung deiner lichten Freiheit gehst du immer mehr entgegen! Welch ein Verschulden auch seitens Englands und Amerikas, von diesem Gewaltregime nicht zurückzufordern die fremdsprachigen Landesteile, die Italien fälschlich zugesprochen und nicht im geringsten erobert worden sind!

* * *

„Italien, wie kein anderes Volk Sieger im Kriege“, sagt jedoch die inspirierte Geschwätzigkeit der Sarfatti, die auch den Alliierten ein Lächeln abringen muß und eine „Lebensgeschichte Mussolinis“ entstehen ließ, die nicht seine Lebensgeschichte ist. Dennoch haben wir aus ihr wesentliche Aufschlüsse über den Mann erhalten, weil kein Lügengewebe so dicht ist, daß es, was dahinter steht, dem abwägendem Blicke des aufnehmenden Betrachters vollends zu verbergen vermag. So findet auch meine Behauptung, daß dem Emporkömmling kein Wohlwollen eignet,

Bestätigung seitens der Berichterstatterin, die offen ausspricht, daß „es nicht möglich ist, daß Mussolini die Menschen liebt“ und dies mit seiner Ueberlegenheit begründet, der „sich in der Herde wohlfühlen“ nicht gegeben ist, und die „mit erbarmungsloser Offenheit die Menschen so sieht, wie sie sind“. Daß der Mann die Herden seines Anhangs durchaus nötig hat, um sich wohlfühlen und demnach eigentlich auch ein Herdenmensch ist, beachtet sie nicht. Dafür zuerkennt sie ihrem Tatmenschen die Fähigkeit „eines Sichversenkens in die ganze Tiefe des: ‚Tat twam asi‘ — ‚Das bist du!‘ des alten Asiens, — die Fähigkeit, sich selbst in andern Menschen zu finden“. So sagt ihr Duce: „Ich sehe die Menschen nur unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit“, was wiederum „die Aufgabe der Sympathie“ sein soll. Aber die Fähigkeit zu dieser Sympathie mit der ganzen Tiefe des ‚Tat twam asi‘ hindert den Mann nicht, „Zehn Gebote für Faschisten“ aufzustellen, die die folgende merkwürdige Sympathie von Mensch zu Mensch aufweisen. Da heißt es: „Die im Gefängnis verbrachten Tage sind immer wohlverdient.“ „Mussolini hat immer recht.“ „Eines muß dir vor allem teuer sein: Das Leben des Duce.“ Das ist der Gesichtspunkt der Ewigkeit dieses Gewaltmenschen, der, um sein Leben zu sichern, „faschistische Geheimlisten über die Gegner des Faschismus“ aufstellen läßt, deren Leben von dem des Duce abhängig gemacht wird. Ja, der „Popolo d'Italia“ des Arnaldo Mussolini forderte „anscheinend inspiriert“ das Volk zur Lynchjustiz auf; so schrieb er: „Die Volksjustiz ist die heilsamste Form der Rache. Sie muß ausgeübt werden.“ Und „nach der Aussage vom Zentralvorstand der faschistischen Partei soll Mussolinis erstes Wort nach dem Attentat in Bologna gewesen sein, daß alle Italiener und die Welt wissen müssen, daß der Attentäter gelyncht worden sei.“ Der Attentäter aber war „ein fünfzehnjähriger Knabe, namens Anteo Zaniboni, der Sohn eines wohlhabenden Buchdruckers“. An der Leiche wurden Würgespuren und vierzehn tiefe Dolchstiche festgestellt. Armes Opfer eines verirrtten Mutes, wenn du überhaupt der Tat schuldig warst! Es wird auch für dich die Zeit kommen, wo deiner gerechter gedacht wird — vielleicht deiner als eines besseren Balilla!

Nun ist es fraglos, daß der Mann, dessen Ueberlegenheit im Übeltun es ihm unmöglich macht, die Menschen zu lieben, höchst nötig hätte sich zu bessern, um einigermaßen fähig zu sein, die Menschen zu regieren; er aber denkt nicht so, sondern: „da er sie regiert, will er sie bessern“, sagt die Sarfatti. Dem Gehörten nach, kann man sich vorstellen, wie diese Besserung aussehen soll. Wie der Duce das Regieren auffaßt, zeigt er auch

als der Pressechef, der in seiner „Lebensgeschichte“ sagt: „Man versteht es in Italien nicht, eine gute Lokalchronik zu machen, man versteht es nicht, schöne Verbrechen zu erfinden. In Frankreich ist das anders. Da hat Clemenceau, um das Publikum von der Reparationsfrage abzulenken, sogar den Landru erfunden. Den Landru, der nie existiert hat! Das ist ein Geniestreich. Ach, warum habe ich keine Zeit, selbst die Chronik zu machen. Das wäre mein wahrer Beruf gewesen, für den ich bestimmt bin.“

Es ist wirklich ein Unglück, wenn ein Mensch einen verfehlten Beruf ergreift und erst recht, wenn sich das Regieren als dieser verfehlte Beruf erweist, was zweifellos der Fall ist bei einem Menschen, der sich dazu bestimmt fühlt, gute Lokalchronik zu machen und diese im Erfinden schöner Verbrechen sieht. Wahrlich, der Mann scheint mir einen Imre Bekessy überbieten zu können, der doch auch gute Lokalchronik machte, indem er schöne Vergehen an den Tag förderte, um alle Sichvergehenden — auch die Regierenden — sich gefügig zu machen. Der Duce tut es auf andere Weise; bei ihm soll die Lokalchronik schöne Verbrechen erfinden, um das Volk so in Anspruch zu nehmen, daß es von der Beschaffenheit des Regierenden, der sich alles mit Gewalt gefügig machen will, möglichst absieht. Welch ein „geborener Herrscher“, der nebstdem über alle Gegner Listen führen und sie als Geiseln überwachen läßt und auf diese Weise die Sicherung seines Lebens zu erpressen sucht! Welch ein Emporgekommensein von Niedrigkeit beherrscht doch diesen Emporkömmling!

So wirkt wohl nur mehr als schöne Erfindung, wenn verlautbart wird: „Der Faschismus kämpft dafür, das Proletariat wieder in die Nation einzufügen“ — „Als Sklaven“ — müßte hinzugefügt werden, um die Verlautbarung wahr zu machen. Denn der Vorgang spielt sich ungefähr so ab: Die Regierung will nach außen hin sich möglichst bemerkbar machen; so legt sie breite Straßen für Automobile durch Felder und Fluren und baut auch in kleinen Ortschaften große Gemeindehäuser, zumeist gegen die Zustimmung der Gemeinde und zieht auch die Bauernschaft für ihre Bautätigkeit heran. Die Bearbeitung des Bodens bleibt zurück und mit ihr auch das Erträgnis. Die Steuern mehren sich beständig. Die Löhne aber werden kleiner, sowie die Leute mehr angewiesen sind, bei der Regierung Arbeit aufzunehmen für ihren Lebensunterhalt. So bekommt die Regierung den kleinen Mann — ob Arbeiter oder Bauer — nach und nach ganz in ihre Hand. Nach außen mag alles höchst repräsentativ erscheinen, nach innen lauter Mangel. Das „molto fumo, poco arrosto“ scheint sich unter dem Duce zu „tutto fumo, niente arrosto“

auszuwachsen. Dann wartet wohl seiner irgendwie der Zusammenbruch. Ein Krieg kann diesen Gang der Dinge nur beschleunigen und verschlechtern, denn er erhöht und zersplittert den Verbrauch und stört und vermindert das Erträgnis. So sehe ich es kommen für das Trentino, wo ich gelebt habe. Für das deutsche Südtirol kommt noch hinzu, daß die Zuströmung von Arbeiterfamilien aus dem südlichen Italien von der Regierung eifrigst betrieben wird, um auch diesem annektierten deutschen Gebiet, wenigstens dem Aussehen nach, die Italianität aufzudrücken. Wie man bei dieser vorsätzlichen Entdeutschung der Deutschen seitens des Faschismus zu Werke geht, — wie auch, daß die spätere Deifikation des Staates sich nur als Vorwand erweist, um die Bestifikation des Emporkömmlings zu decken, die diesem schon eignete, bevor er Staatslenker war, zeigen die folgenden Worte, die Mussolini, (damals noch Chefredakteur, im „Popolo d'Italia“ kurz vor dem Ueberfall der Faschisten auf den Trachtenumzug in Bozen, bei dem „etwa 50 harmlose Zuschauer verletzt und der Oberlehrer Franz Innerkofer erschossen wurde“), verlautbart hatte: „In Italien gibt es mehrere hunderttausend Faschisten, die bereit sind, Südtirol eher zu zerstören und zu verwüsten, als die Trikolore, die auf der Vetta d'Italia (der Glockenkar Spitze) weht, einziehen zu lassen. Wenn die Deutschen verprügelt und zerstampft werden müssen, um Vernunft anzunehmen, wohlan, wir sind bereit! Die Italiener sind auf dieses Geschäft eingeeübt.“ (Aus der Broschüre „Südtirol unter italienischer Herrschaft“.)

Und da gibt es noch politische deutsche Tröpfe, die diesen Mann verherrlichen, der jedem Menschentum Hohn spricht. Es scheint, daß das reaktionäre Element sich von diesem Unmenschen eine gründliche Unterjochung der Menschen verspricht, um wiederum obenauf zu kommen. So will man den Faschismus studieren, obschon er sich an seinen Früchten greifen und nicht nur erkennen läßt als ein Gewalttätertum schändlichster Art, das sich auf Kosten der Menschlichkeit auswirkt. Welch ein Konglomerat von Unmöglichkeiten ist doch sein Duce. Nun hören wir gar, daß dieser Wolf, den der Schafspelz nicht mehr zu verbergen vermag „Ehrenpräsident der königlichen Erzbruderschaft vom Franziskusorden“ geworden ist. Und er hält wohl für franziskanisch, wenn er — wie die Sarfatti berichtet — glaubt: daß „von den drei großen Imperien, die heute den Dreifuß der Menschheit bilden, — dem englischen, das noch Länder besitzt — dem russischen, das eine Idee hat — und dem christlichen, das kein Land mehr hat, aber eine Idee, in welcher sich 400 Millionen

über die ganze Erde verstreuter Menschen begegnen“ — daß „von all diesen drei Reichen das Schifflin des göttlichen Hebräers Jesus immer noch besser als irgend eines der andern auf den erregten Fluten der Geschichte schwimmt“. Welch ein Glaube, der das Reich Christi gewissermaßen mit weltlichen Reichen konkurrieren läßt, die durchwegs auf Gewalt gestützt sind, — und der zuletzt noch jenem spekulativ den Vorzug gibt, wiewohl der also Glaubende selber seinen Faschistenstaat in kaum überbietbarer Weise auf Gewalt stützt. Ja, nicht zufrieden damit, scheut er nicht davor zurück, die christliche Reichsreligion, — die er, nicht ohne Schuld der Kirche, im Katholizismus auch als ein Imperiumerstreben verkörpert sieht — zur Religion des faschistischen Staates zu machen, weil sich in der Idee dieser Religion „400 Millionen Menschen begegnen“ sollen. Wahrlich, dieser Mann lebt nicht vom Brot allein, sondern eigentlich nur vom Anhang, den er sich darum auch nie groß genug sehen kann.

Die Frage tritt nun an einen heran: wie kann ein redlicher Mensch, der seine Existenz nicht an diese arge Welt verkauft hat, noch glauben, daß ein solcher Emporkömmling der — wie wir wahrgenommen haben — des Unwahren, Betrügerischen, Gewalttätigen, ja auch Unmenschlichen in Fülle an sich hat und dementsprechend auch sein Reden und Tun gestaltet, je einem Reiche und Volke dauernd zum Heile gereichen? Durch die Erdrosselung jeglicher Freiheit des Wortes ist ja schon die Möglichkeit benommen, das Uebel als Uebel bezeichnen zu können; so kann es sich selbst als ein Erstrebbares fortfristen und übelste Irreführung nach sich ziehen. Das Mindeste, was darum von einem Führer zu verlangen wäre, ist, daß er in sich eine Führung hat, daß er an ein Höheres glaubt, das ihm Diktat ist. Das scheint diesem Führer gründlich zu fehlen. „Nulla è vero, tutto è permesso“, ist der Titel einer Novelle, die der junge Mussolini schrieb, und die klüglich auch die Sarfatti klüglich nennt. Die Klüglichkeit dieser Gesinnung aber blieb ihm anhaften. Was sein Machtwahn sich als Diktat aufstellt ist ein sehr Niedriges und kein Höheres, welches den Menschen ja auch ohne in Macht zu sein, machtvoll macht. Was den Pöbelmenschen allmählich in Macht setzte, sind bombastische Reden, die ein verhetztes Publikum voraussetzen und im Anfang wohl alle ungefähr so austönten: „Italienische Bajonette, auf eurem Stahl ruht, zugleich mit dem Geschick Italiens, das Geschick der europäischen Völker.“ Welche Hohlheit der Worte, vom Redner gleichsam als Stufen gelegt zu seinem Aufstieg! Und nun haben wir den Aufgestiegenen vor uns als Diktator in seiner ganzen Machtverstiegenheit und fühlen, daß auch das Klägliche seiner Gesinnung mit ihm auf-

gestiegen ist. „Das drückt sich“ — sagt der Bericht der Sarfatti, den ich willkürlich hier anfüge — „bei ihm auch in seinem Verhältnis zur Kunst aus, denn von den Kunstformen liebt er am meisten jene, die in seinen Augen einen politischen Hintergrund haben: Die Weltgeschichte, die kondensierte Politik ist — das Theater und die dramatische Musik, weil sie die Seelen der Massen für den Augenblick ihrer Dauer vollständig in den Bann zu schlagen vermögen. Dort aber wo die Kunst“, wie auch das Leben (füge ich hinzu) „in eine höhere Welt eindringt — in eine Welt, wo . . . man von dem Ewigen, der unmittelbaren religiösen Verbindung zu Gott Besitz ergreift — diese Seite der Kunst“ — wie des Lebens — „ignoriert der Tatmensch mit gutmütiger Ironie“, was doch auch diese Tatmenschengesinnung also haltlos und kläglich erkennen läßt, um so kläglicher noch, als unser Tatmensch auch sie wieder verleugnet und sich an Gott und das Ewige und das Schifflin Jesu zu halten vorgibt, wann und wo immer es für seine Machtstellung als rätlich erscheint. Denn was er erstrebt, ist Macht; nach Ausübung von Herrschaft sehnt er sich krankhaft. Die Freude am Terrorisieren klebt doch schon seiner Kindheit an. Schlimme Erfahrung hat ihm noch fauleres Blut gemacht, und die Bekanntschaft mit Nietzsche und dem Uebermenschen seine Ruhm- und Herrschsucht völlig entfesselt. So hören wir ihn, als Abschluß seiner Lebensgeschichte, noch diese seine Sucht hinausbrüllen: „Ja, ich bin von dieser Sucht besessen: Einritzen mit meinem Willen, einritzen will ich ein Zeichen in die Zeit, wie ein Löwe mit seiner Pranke: So!“

Und die andächtig sich gebärdende Sarfatti berichtet: „Und seine Hände erhoben sich in einer raschen zupackenden Bewegung.“

* * *

Wenn nun auch das Theatralische, das dieser Löwengeste anhaftet, das Ernstnehmen des Mannes verwehrt, in Anbetracht der Machtstellung, die er heute einnimmt, muß zur Warnung gesagt werden, daß kein Tatmensch von Wert derartige Wahnworte im Munde führt, und daß ein Proletarier, der einem solchen Ruhm- und Machtwillen verfallen ist, sich gewiß nicht als geeignet erweist, einem Reiche und Volke Führer und Herrscher zu sein. Denn entweder bringt er die Großmannssucht und den Hang zu Gewalttätigkeit im Volke wirklich so zum Aufleben, daß ein Krieg unvermeidlich wird, oder er macht das Volk zu einem Theatervolk, das sich pathetisch in großen Rollen gefällt und keiner ernstern Situation mehr gewachsen ist. Von Uebel

ist Beides. Aber ich fühle mich nicht berufen, innerpolitische Angelegenheiten eines Staates zu erörtern, da ich als Mensch aller Politik und als Deutscher auch dem inneren Italien zu fern stehe. Ich habe nur nochmals darauf aufmerksam zu machen, daß, fußend auf falscher Voraussetzung, meine Heimat und mit ihr ungefähr eine Viertelmillion Deutsche, durch einen fragwürdigen Friedensschluß Italien zugesprochen worden sind, was an sich vielleicht noch kein Unglück wäre, wenn die neue Regierung noch Rechtssinn und nicht nur brutalen Machtsinn aufwiese. So aber sehe ich heute meine Heimat, das sonnige und schöne Südtirol einem Gewaltmenschen schlimmster Sorte ausgeliefert, der sein Volk verdirbt, und den jahrhundertelangen handelsfreundschafflichen Verkehr, der sich zwischen Deutschen und Italienern gerade in jener Gegend abgespielt hat, durch maßlosen Terror unmöglich gemacht. Und doch ist die Verständigung von Volk zu Volk gerade in der Stadt zwischen Etsch und Eisak, meiner Vaterstadt, von jeher die beste gewesen, und es kann nicht gesagt werden, daß Italiener in ihr je zu leiden gehabt hätten. Heute aber ist das Deutschtum in jener Gegend schändlicher Unterdrückung ausgesetzt, und der Unterdrücker ist der faschistische Staat, der noch nicht in Kraft war, als Südtirol Italien zugesprochen — und von diesem die Erklärung abgegeben wurde, daß ihm jede Unterdrückung in völkischer und sprachlicher Hinsicht ferne liege. Ueber all dies hat sich der gewissenlose Emporkömmling mit frechen Lügen hinweggesetzt und sein Gewaltregime immer mehr ausgedehnt. So wurden einzig wegen Förderung von deutschem Privatunterricht deutsche Männer zu Zwangsaufenthalt verurteilt, deutsche Lehrerinnen verhaftet, mißhandelt und behördlich abgeschoben, ja, einer Wöchnerin durchstößerten Faschisten das Bett auf der Suche nach deutschen Lehrbüchern. Roheste Gewalt ist in Schule und Haus eingedrungen. Und wer sein Mißfallen an diesen Schandtaten offen kundtut, ist an Leib und Leben gefährdet. Den andern Minderheiten ergeht es im faschistischen Staate nicht besser. Und wohl noch schlechter erging es jener edlen italienischen Minderheit, die sich nicht zwingen lassen wollte, mit den Wölfen (die sich freilich zumeist in Lammsfelle kleiden) zu heulen, und die ihr Fortkommen vom Vaterland nicht bewerkstelligen konnte. Nun füllen diese Menschen die Verbrecherinseln, die ja den politisch Verdächtigten und Beschuldigten zum Zwangsaufenthalt angewiesen sind. So gehört es zum Wachstum des faschistischen Staates, dem der Emporkömmling, besessen vom Machtwahn, vorsteht, der ihm auch die Deifikation des Staates aufnötigt; denn die verwerflichen Gewaltakte müssen als vom Staatswohl gefor-

dert hingestellt werden können. Und doch ist der Staat ein Phantom, wo immer er defiziert wird und deckt — wie im Fascismus — zumeist nur die wahnwitzige Herrschsucht eines entmenschten Menschen, dem, um ihr Erfüllung zu bringen, keine Tat zu schlecht ist.

Der Verwerflichkeit der Gesinnung solcher Tatmenschen stelle ich mich entgegen als ein Verfechter der Menschlichkeit, der seinen Platz immer auf Seite der Unterdrückten hat und dessen Macht nicht im Anhang besteht, sondern im begehrten Recht tun. So frage ich auch nicht nach Aufnahme und Ergebnis, sondern zeige auf und rufe auf und verweise auf den Aufruhr, den das frevelhafte Tun eines solchen Gewaltmenschen in den noch rechtlich denkenden und menschlich fühlenden Menschen entfachen muß. Solches schändliches Machthabertum verschuldet eigentlich auch das Aufkommen des Bolschewismus. Denn es reizt auf; es entfesselt erst Auflehnung mit seiner gründlichen Mißachtung jeglichen Rechtssinnes. Wie sollte und könnte sich ein Volk auflehnen gegen einen vollkommenen Herrscher, dessen Herrschaft nicht gespürt wird? Ein anderer Weisheitsspruch aus demselben fernöstlichen Born, uralt und demselben tiefen Wissen um das Regieren entsprungen, auch vom Christentum nicht aufgehoben, sondern noch mehr begründet und das vorhandene offizielle Christentum selber als fragwürdig hinstellend, sagt: „Kein größeres Uebel als Herrschsucht.“ Es erweist den Herrschsüchtigen als Uebeltäter. Welch ein Uebeltun muß demnach einem Machthaber eignen, der von maßloser Herrschsucht beständig besessen ist! Mit diesem Ausruf sei hier auch dem Emporkömmling Mussolini, dieser Fratze von einem Uebermenschen, und seiner Diktatur des Wahns endgültig begegnet.



DRUCK: „BUGRA“, WIEN IX.
WÄHRINGERSTRASSE Nr. 58





